

Manon de Boor geb. Meyer (1854-1952) Nach einer kopierten Schreibmaschinenabschrift, H.d.B. 1992
Aus Kindheit und Jugend.

Man sagt wohl mit Recht, daß jedem neugeborenen Kinde die Lebensaufgabe gestellt wird, das Menschengeschlecht in irgend einer Form neu darzustellen, in einer nie dagewesenen und nie so wiederkommenden.

-
Die äußeren Umstände meiner Geburt, die mich dazu verpflichteten, waren keine günstigen, als ich am 26. April 1854 auf die Welt kam; zwar der Tatsache nach, ein Sonntagskind, doch ein Schmerzenskind, nicht nur die Schmerzen bringend, wie sie jedes Lebenschenken fordert. - Tage und Nächte voll seelischer Not waren voraufgegangen, daß meiner Mutter war, als müßte das Kind unter ihrem Herzen daran ersticken. - Das war nun nicht geschehen; nur der gesunde natürliche Nahrungsquell war versiegt, und das vergebliche Suchen meiner Lippen an ihrer Brust fügte neuen Kummer zu allem zu Überwindenden.

In einem halbdunklen Kämmerchen wars, in einer engen Mietswohnung der Großstadt, im ältesten Zentrum Berlins, der Ritterstraße. Dort hatte meine Mutter für ihre schwere Stunde eine Zufluchtsstätte gefunden, in jenen unglücklichen Schicksalstagen meiner Eltern. Es wohnte dort meine Großmutter, Karoline Müller geborne Feller, in bescheidenen Verhältnissen, nachdem das beträchtliche Vermögen, daß der Großvater als genialer Kaufmann mühevoll erworben hatte samt pommerschem Gute und einem Eigenhause in der Königsstraße, nach Plänen von Schinkel erbaut, verloren gegangen war. Die Aufzeichnungen aus seinem wechselvollen Leben, die er hinterlassen hat, sind so interessant, daß ich aus diesen Erinnerungen berichten werde; leider hat er sie nicht fortgeführt bis zum Schlusse seines Lebens, sie sind plötzlich abgebrochen schon im Jahre 1813, während der Tod ihm noch viel Zeit gelassen hätte, sie fortzuführen. -

Von meiner Mutter hörte ich manches erzählen aus ihren Kindheits- und Jugendjahren, doch zu wenig, um ein festgeschlossenes Lebensbild der großelterlichen Familie daraus zu gewinnen. Man hört als Kind und junger Mensch dem, was die großen Leute aus ihrer Welt berichten, nur mit halbem Ohre zu. Schicksalserlebnisse der Vergangenheit, auch die der liebsten Menschen lassen uns gleichgültig. Das "Es war einmal" hat nur Klang, wenn es aus fernster Märchen- und Fabelzeit uns erreicht. Freilich, aus den Kindheitserlebnissen meiner Mutter stiegen, wenn sie aus dieser Glanzzeit ihres Lebens erzählte, fast märchenhafte Bilder für mich herauf, von allsommerlichen Fahrten in vollgepacktem Reisewagen zu dem großen Gut in Pommern, von Schloß und Park und See, von den Spielen in köstlicher Freiheit inmitten der großen Geschwisterschaar aller Altersstufen, 13 an der Zahl. Für die Älteren wurde ein Hauslehrer mitgenommen zum Schulersatz. Da war ein Schloß mit einem Wallgraben und Zugbrücke, Wälder und Wiesen, weite Kornfelder mit Erntefreuden, mit Heimfahrten auf hochgetürmten Heu- und Kornwagen, und ein See zu Kahnfahrten. Kam die Mutter beim Erzählen an diese Stelle, an den See, dann horchte ich mit klopfendem Herzen zu, denn in diesem See war Schreckliches geschehen, war eines der Geschwister, ein kleines Mädchen, Ottonie, ertrunken; sie hatte sich heimlich den Kahn losgemacht und war davongefahren. Wohin? Nun, böse Wassergeister mit langen grünen Haaren hatten sie herabgezogen, auf den Grund. Erschauernd, und doch voll Verlangen danach, wollte ich es immer wieder hören. -

Es sind Eindrücke aus meinen frühesten Kinderjahren, denn ich sehe deutlich meine Mutter vor mir, nicht ihre Gesichtszüge, aber ihr Sitzen auf einem erhöhten Fensterplatz, einem Fenstertritt, der so nur in einer Wohnung gestanden, die wir bis zu meinem sechsten Jahre innehatten. Sie nähte dabei an einer Perlenstickerei für ein Geschäft, und die Perlen, die herunterfielen, fing ich auf, holte sie mit einer Nadel aus den Dielenritzen, fuhr dabei auf einem Fensterkissen, einem langen schmalen festen Ding, auf der Erde umher, wie ein Fischer auf seinem Kahn zum Fischen, und soll mich ängstlich in Acht genommen haben vor dem Sturz in Wasser, daß die bösen Geister mit den langen grünen Haaren nicht nicht fingen. -

Kein Schloß, kein See, keine Geschwister, von den Brüdern wußte ich nichts aus dieser Zeit, sie waren ja so viel älter, ein armes Großstadtkind in beengten Räumen und doch so glücklich in den Spielen meiner Phantasie. Das Schloß, von dem ich erzählen hörte, war eine alte Wasserburg wie sie vielfach in Pommern sich fanden, war Besitz des Fürsten Blücher gewesen, dessen Söhne, akkreditiert im Bankhause meines Großvaters, Schuldenhalber den Familienbesitz veräußern mußten, ihn in Zahlung gaben. Der Name des Gutes ist mir in Erinnerung geblieben, Schönwalde, doch die Lage nicht.

Diese Zeit des Wohlstandes ist nicht mehr aufgezeichnet in den Erinnerungen des Großvaters, sie war, 1813, noch ferne Zukunft. Auf die Vergangenheit wird in den Blättern zurückgegriffen zu kurzer Erwähnung seines Großvaters "Klaus Erasmus Müller", der, um dem Matrosendienst in Kopenhagen zu entgehen, aus Dänemark auswanderte nach Deutschland. Von ihm heißt es:

Er lernte die englische Stuhlmacherei, ein Handwerk, das seinerzeit eine eigene Zunft besaß; er verblieb in Berlin, wo er eine Schuhmachertochter ehelichte. Dieses Handwerk erbte sich fort, der Älteste aus dieser Ehe, Johann Samuel Müller, 1751 geboren, also mein Urgroßvater, arbeitete in Stettin, Hamburg, wohin er auf der Wanderschaft gelangte, kam zu See nach Riga und von dort nach Petersburg, wo er sieben Jahre arbeitete, dort die riesige Überschwemmung der Stadt erlebte, die nächtlich ausbrach, so daß viel Menschen und Vieh umkamen, und er mit eigener Lebensgefahr seinen Meister und mehrere Kinder errettete. Auch die großen Veranstaltungen zum Transport eines riesigen Granitblocks für die Aufrichtung des Denkmalssockels für Peter den Großen erlebte er, eines Granitfelsens, der aus dem Sumpf herausgeholt werden mußte. Der sehr rasche Aufschwung Petersburg hätte, Arbeit und Verdienst gebend, für alle Zünfte, ihn dort gehalten; aber die Heimatbriefe von Eltern und Geschwistern erfüllten ihn mit solcher Sehnsucht, daß er, die Früh- und Abendfeierstunden, selbst einen Teil der Nacht benutzte, um in äußerster Sparsamkeit bei Erwerbung doppelten Lohnes soviel zusammen zu bringen, als zum Meisterwerden erforderlich war, um als solcher bei den Seinigen zu Haus zu erscheinen. So trat er die Wanderung nach Berlin an mit einem Baarschatz von 500 Silberrubeln, seine Sachen und Handwerkszeug bei Freunden zurücklassend. Unangemeldet, nach zehn Jahren der Abwesenheit, sei er dann, inzwischen zu einem kräftigen blühenden Manne gereift, in das Elternhaus gekommen. Die Bitten der Mutter hätten ihn bald bewogen, seine Vorsätze zur Rückkehr nach Petersburg nicht zur Ausführung kommen zu lassen, da der Vater zu alt und hilflos geworden war zur Arbeit. So machte er sein Meisterstück noch einmal in Berlin, leistete seinen Bürgereid und erhielt gleich Arbeit. Das sei ein lobenswerter Zug des damaligen Zunftwesens gewesen, die jungen Meister bei ihrer Etablierung zu unterstützen. Da Gesellen und Lehrburschen Wohnung und Beköstigung haben mußten, fehlte ihm sehr eine tüchtige Hausfrau. Zu schüchtern und blöde, sich selbst danach umzusehen, fand er einen Helfer und Fürsprecher im ältesten Mitmeister, der ihm die Tochter aus der ehrbaren Familie eines Gürtlers zuführte, Friederike Wilhelmine Schröder.

Der Großvater schreibt, daß er diesen Erinnerungen des Vaters bewundernd zugehört in seinen Knabenjahren, und ihm wohl daraus der Antrieb zu eigener Tüchtigkeit, zu rastlosem Fleiß und Aufopferung erwachsen sei. Dann beginnt die Beschreibung seines eigenen Lebensweges, die ich hier auch gleich aufnehmen möchte:

”Den 2. Dezember 1781 an einem Sonntage bin ich geboren; mir folgten noch neun Geschwister. Bald herrschte Not und Sorge im Hause, die Bestellungen stockten. Meine Mutter mußte versuchen, ihrerseits Brot zu schaffen. So lernte ich das Stuhlflechten, konnte aber dabei die vielen Kinder nicht mehr so behüten, wie sie es gerne gewollt. Ich als Ältester wurde oft zu Freunden und Bekannten gegeben, mußte aber auch andererseits viel helfen im Haus mit meinen wenigen Jahren, und war mir viele Stunden allein überlassen; so kam es, daß ich oft entweder Treppen herunterfiel, wobei meiner Mutter immer ein Trost war, daß ich unter einem glücklichen Stern geboren, ich glaube, es war im Vollmond und im Tierkreiszeichen der Zwillinge, oder daß ich mit beim spielerischen Gebrauch in der Werkstatt von meines Vaters großem Werkzeug stark verletzte; als ich einmal Brot vom Bäcker holte und dabei einen Rinnstein passierte, glitt ich mit meinem Brot unter dem Arme aus und wäre in dem aufgestauten Wasser beinahe ertrunken. Früh wurde ich in die Schule gebracht, zuerst in eine Kinderschule und dann in die französische Schule, die sich im Turm auf dem Gendarmmarkt befand, später ins Werdersche Gymnasium. Kaum zu einigem Nachdenken herangereift, lernte ich die bedrängte Lage meiner Eltern erkennen und geriet zu dem ernstlichen Wunsche, etwas beizutragen zur Abwendung der Sorgen. Von Natur schwächlich gebaut, konnte ich nicht darauf rechnen, bei dem Handwerk mein Brot zu verdienen; meine frühe geistige Entwicklung strebte nach etwas Höherem. Ich wollte studieren, und dieser Trieb spannte mir zu dem angestrengtestem Fleiße in meinen Schularbeiten an, ich erwarb mir Prämien. Ich schlief mit mehreren Geschwistern in einer kalten Kammer, wo ich auch meine Arbeiten machte, auf deren Peinlichkeit und Nettigkeit ich stets achtete; auch in meiner Kleidung war ich sehr, ich stand früh auf, holte mir Wasser vom Brunnen und machte mir meinen Zopf, klopfte und reinigte meine Sachen und war immer pünktlich in meiner Klasse. Um meinen Eltern für mich keine Kosten zu machen, erlernte ich früh das Stuhlflechten und arbeitete daran ununterbrochen in den Früh- und Abendstunden. Nebenbei übte ich mir im Zeichnen und verfertigte eine Menge Modellzeichnungen von Stühlen und Kanapees nach den neusten Formen, die meine Mutter dann absetzte. Da diese Zeichnungen sorgfältig mit Tusche koloriert waren, so empfing ich Bestellungen, zu deren rascher Anfertigung ich dann häufig einen Teil der Nacht benutzte. Auf diese Weise sammelte ich jeden Groschen, und es gelang mir, damit nicht nur mein Schuldgeld und kleine Bedürfnisse zu erschwingen, sondern ich behielt oft soviel übrig, um

mir die nötigen Bücher, mitunter auch einen Teil von Schuhmacher und Schneider zu bezahlen; die nötigen Schulbücher kaufte ich alt und überzog den Einband neu. Von meiner Großmutter mütterlicherseits hatte ich ein altes Spinde geerbt mit Pultklappe und Kasten, darin bewahrte ich meine Sache, und es gewährte mir eine unglaubliche Freude, dieses Spinde in meiner Kammer aufstellen zu können. -

Bis zur Ankunft der Franzosen im Oktober 1806 stand es dort, wo dann wegen der Einquartierung alles geräumt werden mußte. ich bekam nur abgetragene Kleidungsstücke von Verwandten und Freunden, bezahlte aber, weil ich immer ordentlich gekleidet sein wollte, den Macherlohn für gutes Sitzen. Im Stühleflechten hatte ich eine solche Fertigkeit erlangt, daß ich gute Bezahlung erhielt, in Gemeinschaft mit meiner Mutter und den älteren Geschwistern arbeiteten wir halbe Nächte. -

Zu meiner Einsegnung erhielt ich die ersten neuen Kleider. Zu diesem Zweck hatte ich lange gespart, mit Sorge und Mühe war alles beschafft, aber ein Hut fehlte; weil die Mittel dazu nicht da waren, offerierte ein Hausgenosse einen noch nicht sehr abgetragenen dreieckigen Hut für einen mäßigen Preis, und der wurde gekauft. Da der Religionsunterricht um so mehr auf mein Gemüt einwirkte, als ich durch die Lage meiner Eltern früh zu Ernst und Nachdenken gekommen, trat ein sehr gedrückter Gemütszustand ein, verbunden mit körperlichen Leiden durch Überarbeitung. Die Lunge fing an zu leiden. Nach meiner Einsegnung mußte nun ein Beschluß für meinen Beruf gefaßt werden; mein Wunsch zu studieren war noch fest, ich hatte die Sekunda auf dem Gymnasium durchgemacht und sehnte mich nach weiterem Fortschreiten. Aber meine körperlichen Kräfte schienen zu erliegen; der Arzt riet ab, und die unzureichenden Mittel geboten ein Gleiches. Meine Mutter wünschte für mich eine Anstellung im Staatsdienst, noch war ich zu jung, eben war mein 16. Jahr zurückgelegt; zum Handwerk war ich zu schwächlich. Ein Bekannter meiner Eltern, ein Gutsbesitzer bei Zossen, der seinen Sohn in Berlin in Pension zu geben wünschte, tat ihn zu meinen Eltern und nahm mich auf zu meiner Erholung und zu dem Versuch, ob die Landwirtschaft mir anspreche, um in diesem Fache meine Karriere zu suchen. Schlecht angeleitet, mehr zur Aufsicht beim Gesinde gebraucht, fand mein Geist keine Nahrung und Beschäftigung, aber der Weinberg des Gutes ließ eine Traubenkur zu; nach einem halben Jahr war ich gewachsen und widerstandsfähig geworden.

Neue Sorge trat nun ein wegen meines Berufes. Aussichten für den Staatsdienst waren gering, da in der Regel Söhne der Staatsbeamten eingestellt wurden. Mein Vater arbeitete für ein großes Möbelmagazin, der Besitzer machte mir den Vorschlag in sein Geschäft einzutreten, und daß er für mein Fortkommen sorgen wolle; aber auch dort bekam ich keine tüchtige Anleitung zu meinem Wirkungskreis; der Prinzipal aus niederem Stande, kein Kaufmann, selten zu Haus, konnte mich nicht anlernen zur Buchführung. Mit aller Liebe und Tätigkeit das Geschäft ergreifend, mußte ich mir selbst eine Form zu den Einrichtungen ersinnen, die natürlich nicht vollständig sein konnte; aber da niemand im Geschäft es besser verstand, fand ich auch keinen Tadel, und so genügte mir für den Anfang diese Beschäftigung. Ich mußte die Frau, die ohne Kenntnisse und Bildung war, beim Verkauf im Magazin assistieren; so verstrich ein Jahr. Beköstigt wurde ich dort, wohnte bei den Eltern in meiner Kammer und hatte die Aussicht, so viel Gehalt zu bekommen, daß ich mich anständig kleiden konnte. Eines Tages überreichte mir zu meiner Freude mein Prinzipal 44 Friedrichsdor, die ich sofort meiner Mutter überbrachte.

Natürlich spielte ich immer weiter eine untergeordnete Rolle und sah keine Aussichten zur Besserung. Diese Lage führte mich zu dem Wunsche, womöglich die Handlung in einem auswärtigen großen Hause zu erlernen, in Stettin oder Hamburg. Es kam aber nur zu einem Engagement in einem Tabak-, Lotterie- und Wechselgeschäft, dessen Leiter mich als treuen, sicheren Menschen einstellen wollte; um meinen Eltern nicht wieder Kummer und Kosten zu machen, nahm ich das Anerbieten an, trat nur als Lehrling in die Handlung, doch mit einem jährlichen Gehalt von 150 Thalern. Die gesamte Wechselkasse wurde mir übergeben. Nach nötigen Anweisungen erlernte ich begierig die Buchführung und schnell alle gangbaren Münzen und ihren Wert kennen; zu den unbekanntem Geldsorten gaben mir Bücher die Anleitung, ihren Wert zu ermitteln und zu berechnen. In kurzer Zeit war ich orientiert. So ausgerüstet erwarb ich mir durch Eifer und Tüchtigkeit das Vertrauen, als Vertreter zur Börse geschickt zu werden. Ich fühlte mir gehoben, geehrt, machte täglich neue Bekanntschaften, die Kundschaft mehrte sich, neue Lehrlinge wurden engagiert, die ich einlernen mußte. Bei dem Beziehen eines neuen Lokales, als der Buchhalter entlassen wurde, erbot ich mich, die Hauptbücher in den Nebenstunden und Sonntags zu führen und dadurch eine Gehaltszulage zu gewinnen. Der Lohn blieb aus. Ich kündigte, wurde aber zurückgeholt von dem Prinzipal, und weil ich mit meinem Gehalt sehr oft für die jüngeren Geschwister das Schulgeld zahlen konnte und für die Eltern manches leisten, gab ich mich zufrieden."

In dem Tagebuch folgen nun weitläufige kaufmännische Auseinandersetzungen, wie es ihm gelungen sei, bei der preußischen Bank- und Seehandlung sich ein solches Vertrauen zu erwerben, daß er auf sein mündliches Gesuch und "sein bloßes Angesicht" diejenigen Summen eingehändigt bekam, die erforderlich waren zu Einlösungen bei der Bank oder sonstigen Kassen. Mehrere Male hatte er auch Gelegenheit, Summen von Bedeutung, die ihm zu viel ausbezahlt waren im Trubel der Geschäfte, wieder zurückbringen zu können, eirunal 4500 Thaler, wodurch er sich einen großen Gönner erwarb. Nach sechs Jahren rastloser Anstrengung und Arbeit, wodurch er die Handlung wesentlich mit zum Emporblühen gebracht, schied er nach Nichteinlösung gegebener Versprechen des Prinzipals aus dem Geschäft. - "So stand ich" schreibt er, "allein und ohne Stütze in der Welt", und "Mein Plan, in fremde Weltteile zu gehen, kam nicht zur Ausführung, weil ich meine Eltern, die sich an meinen Rat und Beistand gewöhnt hatten, nicht verlassen konnte." Dann wurde ihm von einem Kunden der Handlung das Anerbieten gemacht, in sein Getreidegeschäft einzutreten mit 600 Taler jährlich. Anfang des Jahres 1804 tat er es und arbeitete sich schnell in alles ein; er bezog ein eigenes Quartier bei den Eltern im Hause, schaffte sich Möbel im besten Geschmack an und konnte unbesorgt um Eltern und Geschwister auf Geschäftsreisen gehen. So glaubte er "in der Verfolgung dieser Branche" im Kennenlernen bester Einkaufsquellen sein kräftiges "sort" auch ohne große eigene Mittel begründen zu können. Als Vertrauensmann der kgl. Seehandlung, die es übernommen hatte, als "Entrepreneur" die Lieferungen aller Fourage für das preußische Militär im ganzen Lande zu liefern, gelang es ihm, nachdem er die besten Einkaufsquellen kennen gelernt, um Lieferung für eigene Rechnung zu "effektuierten" aus seinem Dienstverhältnis zu scheiden. Ausführlich schildert er dann seine Reise nach dem Osten, die Gefahren der Unternehmungen, Geldschwierigkeiten, Erwerbsverluste, schließlich aber auch große Gewinnbuchungen.

Sehr hübsch schildert er dann das Kennenlernen seiner Braut und seine Heiratsabsichten. Er wollte das unruhige Leben aufgeben, überschlug seine Mittel, ein Fond von 20000 Talern kam heraus; so wollte er zum Wechselgeschäft zurückkehren. Er kaufte ein Haus, leitete den Umbau, da es alt war, und warb bei den Eltern um die Tochter. "Nie werde ich in meinem Leben" schreibt er, "den Augenblick vergessen, es war an einem heiteren Sonntage des Juni 1806, wir fielen uns trunken in die Arme und feierten still mit den Eltern die Verlobung." Nach Ordnung aller Geschäfte sollte die Hochzeit im Frühjahr 1807 sein;

"Aber leider kam alles anders. Die ersten Prüfungen meines Lebens begannen schon in den Flitterwochen. Der Krieg mit Napoleon war ausgebrochen, und die unglückliche Schlacht bei Jena entschied für lange Zeit über das Schicksal Preußens. Kaum war die Nachricht in Berlin eingetroffen, als allgemeine Bestürzung eintrat. Man erfuhr, daß alle kgl. Kassen eingepackt würden und daß auch die Seehandlung sowie die Bank mit ihren Geldern flüchten würden. Alle Welt drängte sich zur Bank, um dort das deponierte Geld wieder zu erlangen; auch ich hatte meinen disponiblen Friedrichsdor-Fond, den ich zum Bau und zu meiner Einrichtung bestimmt hatte, dort belegt. Im Gedränge wurde man fast erdrückt; die Kasse war plötzlich geschlossen - ich aller Mittel beraubt. Von dem preußischen Gouvernement, an dessen Spitze der Minister Schulenburg stand, wurde durch Anschlag bekannt gegeben, daß zwar die Franzosen nach Berlin kommen würden, daß aber Ruhe und Ordnung nicht gestört, sondern alles in dem gewohnten Geleise gehen würde. Man empfahl den Bürgern die strengste Ruhe und gewohnte Tätigkeit.

So verstrichen mehr als acht Tage in gedämpfter Spannung, man hörte nichts vom Heranrücken der Franzosen und war geneigt zu glauben, sie würdem gar nicht kommen; andere behaupteten, daß, wenn wirklich ein Corps nach Berlin käme, dies jedoch nicht lange verweilen würde; so ließen sich die aufgeregten Gemüter wieder einschläfern. Geflüchtete kehrten wieder zurück. Ich mußte mein Geld sichern, ging zur Börse und verkaufte meine Obligationen gegen Papiergeld. Damalige Tressorscheine, die in dem Augenblick noch zu pari von den Kassen angenommen wurden. Das war am 23. Oktober 1806, und der Tag war mir um so erinnerlicher, als ich an diesem Tage vormittags, als ich über die Schloßfreiheit zur Börse ging, den ersten Franzosen erblickte; es war ein Chasseur, der von den Linden her angesprengt kam und plötzlich bei mir halt machte; ich war erschrocken, um so mehr als der Kerl ein unangenehmes Ansehen hatte, doch bald war ich wieder beruhigt, als er mir in französischer Sprache sehr freundlich nach der Munizipalität fragte. Auf dem Rathause war ein Komite von sieben auserwählten Bürgern errichtet, welche die Stadtangelegenheiten leiten sollten, dort wies ich ihn hin und eilte nach der Börse. Es verbreitete dort die Nachricht, die Franzosen rückten ein. Die erst Angekommenen wären auf dem Dönhoffsplatz aufmarschiert. Ich eilte zu meinen Schwiegereltern, um mit meiner Braut dieses Schauspiel zu sehen. Ein Regiment Chasseurs war aufgestellt. Mein Schwiegervater hatte indessen die Beutel mit Geld und alles Silberzeug ohne mein Wissen im Keller

vergraben. Später ist, nach aufgetretenem Grundwasser nicht alles wiedergefunden worden. -

Inzwischen hielt Napoleon am 25. Oktober seinen Einzug in Berlin durch das Brandenburger Tor, die Linden herunter bis zum Schloß an der Spitze seiner Garden im vollsten Prange. Ich war mit meiner Braut nach den Linden geeilt und werde den Eindruck nie vergessen, den dieser Glanz und Napoleon selbst im einfachen grünen Rock, mit kleinem schwarzen dreieckigen Hut auf einem ganz weißen, arabischen Schimmelhengst sitzend, auf mich machte. Die Linden waren dicht voller Menschen, es herrscht allgemeine Stille, während die Straßenbuben schrien und einzelne Stimmen aus dem Volke riefen: Vive l'empereur! Am imponierendsten bei diesem Aufzug war die mehr als reich gestickte Suite des Kaisers und die vor jedem Regiment voraufmarschierenden Rotte der sogenannten Zimmerleute mit langen Bärten, hoher Bärenmütze, ganz weißem Schurzleder und überaus blank polierten blanken Äxten. Der ganze Zug vom Schloß bis zum Tor und höchst imponierend, ein Triumphzug, wie er selten wieder gesehen möchte.

Bei meinen Schwiegereltern angelangt, fand ich beide in höchster Bestürzung, sie hatten das Haus voller Einquartierung bekommen und, da sich niemand mit ihnen verständigen konnte, waren die Gäste ungestüm geworden; ich suchte indess sogleich alle zu beruhigen, sprach mit den Soldaten, und versicherte ihnen, daß sie alles haben sollten, was sie wünschten. Ich lobte die Schönheit der französischen Armee und ward bald ihr Freund; von dem Augenblick an wurde alles ruhig im Haus, und mein Schwiegervater beschwor mich, im Hause zu bleiben. Die Wohnung meiner Eltern war zu beschränkt, um mehrere Gemeine aufzunehmen; man hatte ihnen einen Offizier höheren Grades nebst einem Bedienten einquartiert, er sei aber nicht zufrieden gewesen und habe großen Lärm gemacht. Da hatte ihm meine Mutter in großer Angst mein Quartier gezeigt, das ihm in seiner Einrichtung gefallen und von dem er ohne weiteres Besitz genommen. So zog ich zu meinen Schwiegereltern und genoß das Beisammensein mit meiner Braut, bis ich mein neues Haus bezog.

Auf den Fortgang des Baues hatte sich die Besetzung der Franzosen sehr nachteilig gewirkt, alles Handwerk stockte, die ausländischen Handwerker gingen in ihre Heimat. Als die ersten Linienregimenter zur Einquartierung die Königstraße passierten, war ich beim Bau gerade beschäftigt, die erste Balkenlage aufwinden zu lassen; ununterbrochen zogen Truppen ein und durch Berlin und hinderten den Fortschritt des Hauses. -

Am 2. Januar 1808 eröffnete ich nun endlich, nach vielfach überstandenen Sorgen, mein Geschäft. Kurz vor dem Eröffnen, es war noch kein Schild an der Tür, den Kontortisch hatte ich mit verschiedenen Geldern belegt, ich war allein, da klopfte es; ich nahm Anstand zu öffnen. Es klopfte noch einmal leise, kaum hörbar, ein Ton, den ich nie vergessen werde; ich öffnete, und ein kleiner alter Mann in grautuchenem Leibrock, gleicher Weste und Hose trat ein und beehrte Geld zu wechseln. Ich bediente ihn freundlich und bat ihn im Weggehen um das Wiederkommen. Er antwortete: "Das werde ich gewiß tun, denn ich kenne Sie recht gut." Der ganze Akt, das Benehmen des Mannes, den ich weder vorher gekannt, noch je wiedergesehen, hatte für mich, wengleich Zufall, doch in der Tat auffallendes, daß ich unwillkürlich in Gedanken versunken blieb. Und kaum war am 2. Januar 1808 das Kontor eröffnet, so füllte es sich von Eintretenden, und es begann mit der ersten Stunde ein lebhaftes Geschäft, das mit jedem Tage zunahm; an der Börse begründete sich sein Ruf.

Die besondere Lebhaftigkeit des Wechselgeschäftes begründete sich auch größtenteils durch die mit den Franzosen nach Berlin gekommenen fremden Gold- und Silbersorten. Diese Münze galt agio gegen Kourant, und da gab es denn keine Fabrik, die nicht zur Auszahlung der Arbeiter, keine Hausfrau, die nicht zu ihren wirtschaftlichen Ausgaben Münze mit agio wechselte, selbst die Köchinnen, die einen harten Taler zu Einkäufen auf dem Markt empfangen, gingen zum Wechseln, um im agio einen halben Groschen durch den Umsatz zu gewinnen. -Nun trat der Umstand ein, daß Preußen im Tilsiter Frieden Polen und Westphalen abtreten mußte; dort wurde die preußische Münze unter der neuen Regierung abgesetzt, und sie floß nach Berlin. Bei dem Überfluß fing der Cours an zu sinken, doch die Massen häuften sich so, daß ich nicht im Stande war, das nötige Kourant zu besorgen."

Hier folgen nun längere Auseinandersetzungen kaufmännischer Art. Da er nun schon vier Leute im Kontor und zu Tisch hatte, bedurfte er dringend der Hausfrau im Hause, das, wie er schreibt, vom Keller bis zum Boden aufs Beste und Freundlichste eingerichtet war. Die Hochzeit war auf den 2. April 1808 angesetzt.

"Der Hochzeitsmorgen brach mit fürchterlichem Hagel- und Schneegewitter an, aber in dem Augenblick, daß ich meine Braut vor den Prediger führte, erheiterte sich der Himmel, daß uns hell und freundlich die Sonne beschien. Eine stille Hochzeit. Ich war ja nur glücklich im Besitz meiner jungen Frau. Dann kam der verhängnisvolle Gründonnerstag. -

Zu Mittag an der Börse hörte ich, die preußische Münze sei sehr ausgeboten; ich hatte über 100000 Taler

vorrätig davon, und mein Kourant war knapp, während ich darin viele Zahlungen zu machen hatte. Mir wurde Angst. Ich suchte schnell Münze loszuschlagen, und übersah gleich, daß ich Verluste haben würde. Meine Sinne wollten mir schwinden. Der Tilgung solchen Verlustes war mein Vermögen gar nicht gewachsen. Ich eilte nach Hause und warf mich in meiner Kammer vor Gott auf die Knie, um im Gebet eine Stärkung zu suchen. Gott muß mich innerlich gestärkt haben, denn meine junge Frau, die nichts ahnte, und nichts ahnen sollte, hat mir nichts angesehen, auch späterhin keine Spur des in mir tobenden Grammes bemerkt; dazu mag aber auch meine rastlose Tätigkeit vom Morgen bis zum Abend geholfen haben. Erst nach langen Jahren erfuhr sie das Vorgefallene, als es schon vergessen war.

Am 2. Dezember 1808, an meinem Geburtstag, hatte meine Frau heimlich Freunde zur Feier eingeladen. Sie ließ mich um 7 Uhr aus dem Kontor rufen; kaum nach einer Viertelstunde wurde ich aber wieder herunter gerufen und erfuhr, daß ein Franzose, der 200 Friedrichsdor, damals ein Wert von 1200 Taler Kourant, sich hatte nach dem Gasthof bringen lassen, mit dieser Summe auf fein durchdachter Weise entlaufen sei; ich habe auch von diesem Gelde nie etwas wieder bekommen, und am Sylvesterabend wurde ich auf empörende Art und Weise spitzbübisch um die Summe von etwa 6000 Taler barem Gelde betrogen. So schloß sich für mich das verhängnisvolle Jahr 1808. -

Mit weniger Mut und Standhaftigkeit, mit weniger Vertrauen zu Gott und seiner Vaterhuld, würde ich den Streichen des Schicksals erlegen sein. Das Jahr 1809 begann für mich unter Zeichen glücklicher Vorbedeutung, und ich blickte ruhig und zufrieden auf Gottes unerforschliche Wege. Am 18. Februar erblickte meine Erstgeborene, Emma, das Licht der Welt; mein Vermögenszustand vermehrte sich. Ich hatte für meinen Vater das kgl. Domänenwerk Plau bei Spandau gekauft, da er noch sehr rüstig war und das Gewerbe seit der Ankunft der Franzosen sehr daniederlag. Ich sah voraus, daß mir dieses Unternehmen mehr als die Erhaltung meiner Eltern in Berlin kosten würde, aber Gott hatte mir gesegnet, und ich wünschte sie zufrieden und glücklich zu sehen.

Bei den glänzenden Resultaten meines Geschäftes war ich natürlich so angespannt tätig, daß meine Frau ein sehr einsames Leben führte, selbst während des Mittagessens sahen wir uns kaum, weil immer Unterbrechungen kamen. Um ihr daher eine Erheiterung zu verschaffen, hatte ich heimlich eine Equipage angeschafft, die vorgefahren war, als sie ihren ersten Ausgang nach dem Wochenbett machen wollte; nun benutzte sie sie fast täglich zu einer Fahrt in den Tiergarten, später besonders mit den Kindern.

Im April wurde meine zweite Tochter Pauline geboren. Das Jahr 1810 brachte mir einen Gewinn von 18405 Talern. - 1811 einen noch größeren, und 1812 einen von 24000 T. - Ich mietete ein Sommerquartier im Tiergarten für Frau und Kinder. Am 6. Juli wurde mir der erste Sohn geboren, Julius. Sonntags konnte ich in Freuden mit meiner Familie zusammensein, wenn auch nur auf Stunden."

Hier folgte genaue Schilderung großer Verluste mit Prozessen und Prozeßkosten; das Unglück umfangreicher Getreidelieferungen von der Weichselniederung und Posen, die zu Grunde gingen, weil die große französische Armee auf ihrem Durchmarsch nach Rußland, nach Polen und Westpreußen das rechtzeitige Verladen verhinderten. Ausgeliehene Gelder konnten nicht eingetrieben werden.

"Der Krieg mit Napoleon, nachdem die französische Armee in dem Winter 1812 zu 13 fast gänzlich in Rußland aufgerieben war, und die traurigen Reste derselben durch die russische Armee aus Preußen verdrängt war, hatte begonnen. Der Staat brauchte neue Mittel, neue Hilfsquellen. Ein Aufruf des Königs an die Söhne des Vaterlandes, um den Feind zu vertreiben, der seit 1806 das Land bedrückt hatte, erregte einen so allgemeinen Enthusiasmus, daß nur wenige, nur kranke Jünglinge sich zurückhalten ließen, als Freiwillige in die Reihen der Krieger zu treten. Von allen Seiten her erscholl der Jubel zum Aufbruch; noch von den Franzosen umgeben. Der Kaiser Napoleon war, nachdem die französische Armee auf ihrem Rückzug von Moskau an der Berescina fast ganz aufgeØriegen worden, nach Paris entflohen, und rüstete schnell eine neue Armee. Die Kosacken waren den flüchtenden, welche nicht dem Hunger und der Kälte erlagen, bis nach Berlin auf den Fersen gefolgt; und so erschien am 13. Februar 1813 das erste Streifchorp der Kosacken vor den Toren Berlins. Am 14. Februar frühmorgens waren die Tore gesperrt, man hörte Kanonendonner, es fielen Kugeln in die Stadt. Alles war in Bewegung, die ganze Bevölkerung aufgereggt, und die in Berlin befindliche Besatzung sichtbar in höchster Verwirrung. Eine Menge Berliner hatte sich schon beim ersten Gerücht vom Herannahen der Kosacken aus der Stadt geschlichen, um ihnen entgegen zu eilen. Der Jubel bei dem Empfang an den Toren soll übertrieben gewesen sein. Gegen 11 Uhr vormittags war das Rosentaler Tor gesperrt, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht vom Eindringen der Kosacken, während in dem gelben Augenblick alle Läden und Häuser geschlossen wurden. In wenigen Augenblicken zeigten sich auch die

Kosacken in kleineren Abteilungen. Die Franzosen hatten Generalmarsch geschlagen, die Truppen waren auf allen Plätzen versammelt. Eine Abteilung Kosacken, vom Rosentaler Tor die Burgstraße herunterkommend, wurden von den im Lustgarten versammelten Franzosen vom jenseitigen Ufer der Spree am Dom beschossen. Darauf zogen sich die Kosacken durch die kleine Burgstraße nach der Heiligengeiststraße und machten Halt mit der Front nach der Königstraße, während die lange Brücke mit zwei Kanonen und einer Kompanie Infanterie Franzosen besetzt wurde. Alle Fenster waren besetzt von Neugierigen, um den jeden Augenblick zu erwartenden Angriff ohne Gefahr mit anzusehen. Inzwischen verhielten sich beide Teile ganz ruhig, während die Menschenmasse auf dem Schloßplatz, im Rücken der Franzosen sich mit jeder Minute mehrte und zu wiederholten Malen der Ruf erscholl: "Kosacken herüber!"

Während dieses allgemeinen Wirrwarrs kam plötzlich ein einzelner, wahrscheinlich betrunkenen Kosack die Burgstraße heruntergesprengt, seine Kameraden suchend; da er aber nicht wissen konnte, daß diese die kleine Burgstraße passierend ruhig in der Heiligengeiststraße hielten, sprengte er wie ein Wahnsinniger zur langen Brücke hinauf, zwischen beide Kanonen gerade in die Front der Franzosen hinein. Diese, den furchtbaren Jubel in ihrem Rücken hörend, wagten nicht, den Kosacken zu ergreifen, sondern machten ihm zum Durchreiten Platz, und unter dem lautesten Jubel wurde er vom Volke umringt und im Triumph weitergebracht. Nun war die Aufregung unter dem Volke so groß, daß plötzlich die ganze Masse auf die Franzosen zudrängte, und diese, statt Widerstand zu leisten, sich ruhig verdrängen ließen. In dem Augenblick warf sich das Volk mit Ungestüm auf die Kanonen, sie wurden umgeworfen und sollten über das Geländer der Brücke ins Wasser geworfen werden. Doch war das nicht so leicht geschehen, und, während der kommandierende Offizier sich mit seiner Mannschaft zurück zu ziehen versprach, wurden die Kanonen wieder aufgerichtet, die Franzosen zogen von der Brücke ab und stellten sich auf den Schloßplatz, mit der Front nach der Breitenstraße, dem Schloß gegenüber auf. Die Kosacken zogen auf Umwegen nach der Friedrichstadt, wo sie, wie man später erfuhr, den Marschall Augereau in seiner Wohnung in der Wilhelmstraße hatten aufheben wollen, er hatte sich aber bereits geflüchtet.

In dieser Zeit hatte sich auch das Volk vom Schloßplatz entfernt, und die Kosacken zogen sich, nachdem mehrere Wachtposten, z.B. die Wache auf dem Dönhoffplatz, die Waffen gestreckt, wieder zurück, ohne daß man gewährt wurde, wohin. Plötzlich kamen noch zwei einzelne Kosacken, von französischen Chasseurs verfolgt, über die Schleusenbrücke den Schloßplatz herüber gesprengt, sprengten die Königstraße herunter, das Gesicht nach hinten gewendet und den beiden Chasseurs, die ihnen folgten, die gespannten Pistolen entgegenhaltend; so sind sie entkommen. Dies sind Tatsachen, die ich und meine Frau mit Augen gesehen und die verdienen, der Nachwelt aufbewahrt zu werden.

Nun herrschte wieder Ruhe, alle Geschäfte waren wieder geöffnet, alles ging seinen ruhigen Gang. Nur die Franzosen blieben in sichtbarer Unruhe und Ängstlichkeit unter Gewehr und bivouakierten auf den öffentlichen Plätzen, namentlich im Lustgarten, mehrere Tage und Nächte. Ein französischer Major, den wir gerade zu jener Zeit als Einquartierung hatten, und der aus Rußland kommend, nach seiner Versicherung, fast der einzige Offizier war, der von seinem Corps übrig geblieben, hatte sich schleunigst beim ersten Ruf: "Die Kosacken kommen!" ängstlich entfernt; er fand sich abends wieder ein, nachdem er sich den Tag über irgendwo versteckt hatte, und bat mich ängstlich, ihm abends nach dem französischen Bivouak zu begleiten, damit er erfahre, ob es am anderen Morgen fort ginge und wohin? Bei dem Gedränge im Bivouak wurde ich von seiner Seite gerissen, und da niemand ohne Parole angeben zu können, sich unter die Franzosen wagen durfte, so konnte ich mir nur mit großer Gefahr aus den mir überall vorgehaltenen Bajonetten der Wachtposten herausretten. Um 9 Uhr kam auch der Major zurück, hatte aber wegen des Abgangs nichts erfahren können als daß jedermann auf Generalmarsch-Schlagen aufpassen mußte. Nur mit Mühe konnten wir den ängstlichen Major, der nicht wußte, welchem Kommando er sich anschließen sollte, überreden sich zur Ruhe zu begeben; er folgte zwar endlich unserem Zureden, tat es aber nur unter der Bedingung, daß ein Domestike wach bleiben sollte, um ihn beim ersten Trommelschlage zu wecken. So ängstlich waren in jenem Moment die Franzosen. -

Wäre nur eine mäßige russische Macht vor den Toren Berlins erschienen, oder unser Landsturm schon organisiert gewesen, so war es ein Leichtes, die vorhandenen feindlichen Truppen sofort gefangen zu nehmen. Von diesem Tage an blieb es beinahe 14 Tage ganz ruhig in der Stadt, man erfuhr nur, daß sich die russische Armee näherte, und man fürchtete um so mehr, daß es in oder um Berlin noch zu einem Treffen kommen würde, als der Marschall St. Cyr sich in Köpenick festgesetzt hatte. Der in unserem Quartier liegende Major war deshalb nach Köpenick geeilt, um sich jenem Corps anzuschließen, kam aber nach mehreren

Tagen zu uns zurück, weil er, bei der Überfüllung mit Truppen ein zu schlechtes Quartier gefunden hatte. In der Zwischenzeit bis zum Abgang der Franzosen eilten die Freiwilligen Berlins zum Sammelplatz nach Schlesien; unter den Augen der Franzosen hatte sie sich equipt und ein in Berlin anwesender Tiroler, der bis dahin mit Decken gehandelt, hatte im Stillen aus ehemaligen Schützen der alten preußischen Armee ein Tiroler Freischützen-corps organisiert, zu dessen Mobilmachung freiwillige Beiträge gesammelt wurden. Auf Veranlassung meiner Freunde war in meinem Comptoir in der Königstraße 3a die Annahme, und es wurden mehrere Hundert der besten Jagdbüchsen abgeliefert. Der damalige preußische General, nachherige Feldmarschall York, welcher das preußische Hilfs-Corps, das der König von Preußen zum Zuge nach Rußland der französischen Armee hatte stellen müssen, hatte sich bereits auf der russischen Grenze beim Rückzuge der Franzosen, gegen diese erklärt und sich den russischen Armeen angeschlossen. In den Provinzen hatten viele adelige Gutsbesitzer, in Folge des schon 1809 von Königsberg ausgegangenen sogenannten Tugendbunde, zu dessen Spitze die Verewigte Königin Luise stand, viele Werbungen unter ihren Untertassen vorbereitet und für Equipierung gesorgt, so daß York überall, wo er weiter ins preußische Land rückte, einen Zusatz zu seinem Corps fand. Der Groll der Franzosen gegen den König von Preußen und Preußen überhaupt, war groß, nachdem sie den Abfall von ihrem Kaiser erfahren, und sie die enthusiastischen Zurichtungen zur ihrer Bekämpfung mit eigenen Augen gesehen hatten.

In aller Frühe, ehe es Tag war, in aller Stille, ohne daß die Einwohner es ahnten, zogen sie aus den Toren Berlins, - es war zu Anfang des Monats März 1813. Die Berliner waren nicht wenig erstaunt, beim Aufstehn die Stadt leer zu finden, und um so mehr erstaunt, die lästigen Gäste los zu sein. Schon am Vormittag erschien der Vortrupp der Kosacken, später russische Linientruppen, die mit Jubel begrüßt wurden, so ungern auch jeder diese Freunde in sein Quartier aufnahm. Aber alle diese Freude blieb weit gegen den Jubel des Volkes zurück, als der König in Begleitung des Kaisers von Rußland an der Spitze des York'schen Corps und der russischen Garden, den Einzug in Berlin durch das neue Königstor hielt. Alle Dächer, alle Fenster waren mit Menschen überfüllt, die unter Hurrah, Jauchzen und Frohlocken den Kommenden mit weißen Tüchern entgegenwehten. Einen solchen allgemeinen Jubel kann nur eine Zeit erwecken, wie sie die Befreiung vom Druck der französischen Zwangsherrschaft seit dem Jahre 1806 erzeugte. Von allen Seiten flossen freiwillige Gaben auf den Altar des Vaterlandes; jeder der es irgend konnte, equipte einen Sohn oder einen Freund und Verwandten als Freiwilligen, teils beritten, teils zu Fuß, und die Armee zog triumphierend weiter gegen Dresden. Dorthin wurde auch bald das preußische und russische Hauptquartier verlegt, während Napoleon mit seiner in aller Eile neu ausgehobenen Armee in Eilmärschen bereits wieder über den Rhein heranrückte.

-

Unter solchen neuen kriegerischen Verhältnissen wurde das Geld knapp, stieg zu großem Wert, andererseits sanken alle anderen Werte in den Papieren. Ich hatte größere Summen in Prozessen verloren, große Börsenverluste gehabt und dagegen große Summen für an den Staat geliefertes Getreide zu fordern, die nicht einkamen. In dieser Verlegenheit entschloß ich mich im Mai nach dem Hauptquartier nach Dresden zu reisen, wo auch das Büro des Staatskanzlers Hardenberg war, um von diesem eine Befriedigung, wenn auch nur teilweise, zu erwirken. - Napoleon hatte bis dahin seine neu zusammengestellte Armee in Eilmärschen über den Rhein geführt, sie war zu jener Zeit in der Gegend von Dresden angelangt. Um so schneller eilte ich nach Dresden, aber es war zu spät, ich hörte von Ferne Kanonendonner, die Schlacht bei Großgörschen hatte begonnen. Es kam Nachricht, die Preußen und Russen hätten das Schlachtfeld behauptet, die Schlacht gewonnen. Ich hatte mehrere Unterredungen mit hohen Staatsbeamten im Hauptquartier, selbst mit dem Staatskanzler Fürst Schwarzenberg. Inmitten dieser meiner Bemühungen bemerkte ich eine sehr große militärische Rückbewegung, während die Stadt von preußischen Blessierten, namentlich Freiwilligen, sich immer mehr füllte. Alle klagten über Mangel an Einrichtungen von Lazaretten und Ärzten; der Zustand vieler tausend Blessierten war erbarmungswürdig; sie schrien verzweifelt und vergeblich nach Hilfe. Ich sprach mit Berlinern, die als Lieferanten der Armee gefolgt waren, und forderte sie zu einer Sammlung auf, um durch diese Kollekte Hilfe zu leisten. Man beschloß eine Deputation an den Staatskanzler zu senden, und ich wurde mit gewählt. Wir ließen uns anmelden und fanden ihn bei Tisch, umgeben von den ersten Personen des Hauptquartiers. Der Kanzler ließ uns eintreten, empfing uns sehr gütig, während alle Anwesenden ruhig bei Tisch sitzen blieben.

Er unterzeichnete, nachdem wir ihm das Elend geschildert, gleich hundert Dukaten, überreichte dann die Liste dem ihm gegenüberstehenden Stein, der ebenso viel unterzeichnete, und während die Liste zirkulierte, wurde für uns Champagner eingeschenkt und wir stießen an auf den glücklichen Erfolg der preußischen

Waffen. Schon am Abend betrogen die Unterzeichnungen 5000 Taler, und nun wurden gleich Bettstellen, Matratzen und Bequemlichkeiten herbei geschafft, so daß binnen 24 Stunden sämtliche Blessierte untergebracht und zum großen Teil verbunden waren.

Die Schlacht bei Großgörschen hatte am Sonntag spät geendet, am Montag war die Nachricht vom Siege und am Dienstag wurden Kanonen bei der Domkirche in Dresden aufgeföhren, weil ein Tedeum abgesungen und Freudenschüsse gefeuert werden sollten. Inzwischen blieben die Kirchentüren am Dienstag und Mittwoch geschlossen, während in rückgängiger Bewegung, ununterbrochen, der Train, der Troß und die Bagage der russischen Armeen durch Dresden über die Elbbrücke zogen, und es einer Flucht glich. Alle Welt fragte sich, was ist das? Die Schlacht gewonnen, und eine Retirade? Aus dem Hause des Staatskanzlers hieß es: der russische Kaiser habe befohlen, daß alles Gepäck auf zehn Meilen hinter der Armee zurück solle für einen möglichen Rückzug. Am Donnerstag kam der König, der von einem einzigen Kosacken begleitet, an diesem Tage mehrere Straßen Dresdens durcheilte, die von russischen Marketendern und Nachzüglern wimmelte. Ich sah bei dieser Gelegenheit, wie der König bei preußischen Blessierten vorbeireitend, diese anredete. Am Freitag Morgen hatte sich das Gewühl und Gedränge auf der Elbbrücke dermaßen gesteigert, daß nur mit Lebensgefahr herüber nach der Neustadt zu kommen war. Außerdem war das von Napoleon bei seinem Rückzuge gesprengte Joch zur Zeit durch eine hölzerne Brücke ersetzt, mit Pechkränzen an jenem Morgen umwunden, und nun kein Zweifel mehr, daß es nicht gut stehen mußte, und die Armee sich auf dem Rückzuge befände. Abends um 11 Uhr erfuhr ich im Kanzlerhaus, daß der Befehl gegeben zu schnellem Aufbruch über Bautzen nach Schlesien. ich schrieb sofort meiner Frau, daß sie mit den Kindern nach Breslau flüchten sollte, wo ich sie antreffen werde."

Nun folgt die Schilderung, wie mein Großvater nach mühsamer Beschaffung eines Wagens, in dem schon ein Berliner Banquier mit aufgenommen wurde, der eine halbe Million Papiergeld von einer russischen Kasse erhob, um sie vor den Franzosen zu retten und sich vor dem Allein-Reisen fürchtete, dem langen bunten MilitärtröÙ vorauf fuhr, bei hellem Bivouakfeuern tagender Kosacken vorbei, die Dresden umgangen hatten, um die Flanke des Rückzuges zu decken:

"In Bautzen blieb der Sonntag ruhig, man erfuhr nur, daß die letzten Preußen bei ihrem Abzuge die Elbbrücke abgebrannt hatten, und daß die Franzosen in Dresden eingerückt seien. Der König von Preußen hätte die Nacht auf einem Landgute, kaum eine Viertelstunde von den Vorposten der Franzosen, ohne alle Bedeckung sehr ruhig geschlafen und werde am Abend in Bautzen erwartet. Montag früh Alarmnachricht, die Franzosen marschierten auf Bautzen, der Zug des Staatskanzlers samt Lazaretten sei schon in Bewegung. Also doch nach Berlin. Wir schlossen uns in aller Eile dem Zuge an: ich hoffte, daß es dort nicht schlimm stehen würde und ich meine Familie noch antreffen könnte. Aber kaum hatten wir einige Meilen zurückgelegt, als wir den ganzen Zug des Staatskanzlers in vollem Trabe uns wieder entgegenkommen sahen; es hieß, es ginge nun wahrscheinlich nach Schlesien.

Die Sehnsucht nach meiner Familie siegte über alle Bedenken, ich hielt die Straße nach Kottbus ein und kam morgens früh in Berlin an, wo alles sich zur Flucht bereit machte; alle Behörden und Kassen waren schon geflüchtet. Da die Franzosen, nach Verlauf von acht Tagen nicht erschienen, trat wieder eine gewisse Beruhigung ein. Indess war in dieser Zeit der Landsturm im ganzen Lande aufgerufen, täglich zogen die Schaaren zu den Toren hinaus um im Einexerzieren geübt zu werden. Die Franzosen waren, ohne Berlin zu bedrohen, den preußischen und russischen Armeen auf dem FuÙe gefolgt. Dort entschied die Schlacht an der Katzbach das fernere Schicksal Preußens, in deren Folge Napoleon so schnell wieder bis Dresden retirierte, als er von dort nach Schlesien vorgedrungen war. Es fand ein vierwöchiger Waffenstillstand statt, bald hörte man aber wieder, daß die Feindseligkeiten von Neuem aufgenommen worden und Görlitz von den Franzosen abermals besetzt sei.

In scheinbarer rückgängiger Bewegung hatten sie sich dann konzentriert zur Schlacht bei Kulm, am 29. August, wo die Geistesgegenwart des Königs über den weiteren Verlauf der Schlachten und das Schicksal von Deutschland entschied. Meiner Ansicht nach ist der Moment, wo unser guter König es über sich nahm, die russischen unter Ostermann einem fast achtstündigen Feuer der Franzosen auszusetzen, infolge dessen der Marschall Vandame mit seinem Corps durch Marschall Kleist gefangen genommen wurde, das wichtigste für die Befreiung Deutschlands von dem Joche der Franzosen. Dieser Begebenheit zu Folge ist die Völkerschlacht bei Leipzig und später die entscheidende Schlacht bei Waterloo herbeigeföhrt worden, wenn auch nicht unmittelbar. Es erscheint außerdem dazwischen noch die Schlacht bei Großbeeren, wo die Franzosen nur zwei und eine halbe Stunde vor Berlin standen, aber Angst und Schrecken in der Stadt waren nicht so groß

wie nach der Schlacht von Großgörschen. Nach Blüchers Sieg an der Katzbach fühlte man sich neu belebt und hatte Vertrauen auf die gewaltigen Massen des Landsturms, dessen Organisation man anfangs nur belächelt hatte.

Am 23. August hörten wir deutlich den ersten Kanonendonner. In der Stadt war alles ruhig, so daß wir einige Freunde zu uns zu Tisch geladen hatten. Nach dem Essen forderte ich einen Buchhalter auf, mit mir nach der Gegend der Schlacht zu reiten. Dies geschah. Wir ritten über die Hasenheide, Lichtenrade, Blankenfelde, von hier bis Günsdorf, wo das Corps des General Tauentzien stand, bis zum Knüppeldamm letzteren Ortes, ritten zwischen den preußischen Truppen durch, und, während die Franzosen über Ransdorf durchdrangen, kamen wir sogar beinahe in Lebensgefahr. Wir kehrten deshalb um und kamen abends spät zurück mit der Absicht, daß bei der Gegeisterung der preußischen Truppen gewiß alles gut gehen würde. Die Schlacht wurde am Montag fortgesetzt, es war sehr starkes Regenwetter eingetreten, weshalb man nun während des Tages doch für den Ausgang fürchtete, weil vermöge der großen Nässe kein Gewehr mehr losging. Aber schon am Abend verbreitete sich das Gerücht, die Franzosen wären geschlagen und zögen sich zurück. Allgemeine Freude und Enthusiasmus verbreiteten sich schnell, und jeder der es tun konnte, gedachte der Not unserer tapferen Krieger, die während der Anstrengung der zwei Tage besonderer Erquickung benötigten. Noch an dem selben Abend ließ ich einen Leiterwagen beladen mit Lebensmitteln aller Art und schickte mein Gespann mit meinem Kutscher, der drei Uhr morgens nach dem Schlachtfeld bei Großgörschen, wohin ich um 5 Uhr folgte. Die ganze Tour dorthin, vom Hallischen Tor, war mit einem Zuge von Fourage, Proviant- und Privatwagen mit Lebensmitteln besetzt. Angekommen auf dem Schlachtfeld, sah ich das Feld zur rechten Seite des Dorfes mit Leichen, toten Pferden, Kugeln, Armaturstücken besetzt, ein qualvoller Anblick, denn mitten darin bivouakierte ein Teil der Truppen, während die anderen den Feind verfolgten. Ich verteilte die Lebensmittel, am meisten war man dankbar für Kaffee, Zucker und Rum, - aus Dankbarkeit erklärte mir ein Offizier das ganze Schlachtfeld und zeigte, wie General Bülow von Mittenwalde aus mit den Batterien durch Wiesen und Morast hindurch in die Flanke des Feindes gekommen und ihn zum Weichen gebracht nachdem das Pulver nicht mehr losgegangen, und die Landwehren, die Flinten verkehrt in den Händen, durch Totschlag mit den Kolben vorgearbeitet hatten. Ich blieb den Tag auf dem Schlachtfelde. Nachmittags brannten überall die Wachtfeuer zum Kochen des Essens; Zäune und Pfähle dienten zum Brennholz. Um 4 Uhr ging die Reveille, Trommeln, Musik; um 5 Uhr wurde gespeist, umgeben von Leichnamen, und viele tausend Berliner nahmen an dem Essen teil. Eine Stunde später verließ ich das Schlachtfeld, noch einmal einen Blick auf das Chaos werfend. Alle Häuser waren voll von Blessierten, und der ganze Tag bis Berlin war ein Zug von Wagen mit Verwundeten, ein trauriger Anblick. Die Schlacht bei Dennewitz folgte, wo Bülow und Tauentzien am 6. September über den Marschall Ney siegte, der Berlin besetzen wollte. Dann die große Völkerschlacht von Leipzig, später Waterloo, die Deutschland von der französischen Fremdherrschaft befreite und der in der Geschichte dieses Reiches ewig dankbar gedacht werde!" -

Von dem Druck der französischen Gewaltherrschaft noch tiefer niedergebeugt, spricht mein Großvater väterlicherseits. Er schrieb keine Lebenserinnerungen auf, hat nur ein Familienbuch geführt mit kurzen Aufzeichnungen der Gedenktage von Geburt und Tod der Angehörigen, von Taufe, Hochzeiten und Begräbnissen - ein kleines vom Alter zerfressenes Buch ist es, grob die Handschrift wie das Papier. Nur zweimal werden die äußeren Geschehnisse berührt; bei einem Aufenthalt auf dem Gute seines Vaters in Oldenburg in der Mark, im Herbst 1807 schreibt er:

"In meiner Anwesenheit hier habe ich die französische Nation bei dem Kantonement des 8. Infanterieregiments näher kennen gelernt. Diese Kenntnisse reichen indessen der Nation nicht sehr zu Ehren, und meine großen Vorstellungen von ihr sind sehr zu ihrem Nachteil berichtigt. Einzeln feige, ist der Franzose durch seine Menge furchtbar übermütig und läßt dies den Besiegten hart fühlen. Unersättlich in Forderungen, saugt er das Land aus und quält die Menschen; der Subalternoffizier ist größtenteils unwissend, arrogant und fade, dabei ohne Autorität bei seinen Untergebenen. Es fehlt der deutschen Nation, oder vielmehr der preußischen nur an einem Friedrich dem Zweiten, und ein Rossbach würde sich bald finden. Die Rache bleibt sicher nicht aus, denn der unglückliche Mensch wird zu hart gedrückt."

Schärfer noch und schmerzlicher werden die Klagen im Jahre 1808, wo er, auf Inspizierungsreisen in der Mark in die traurigen Zustände der Landbevölkerung hineinsieht. Überall wütete die Rinderpest, und die kräftigsten Gegenmaßnahmen, die von der Landespolizei angewendet werden sollten, wurden durch die Franzosen vereitelt. "Das Jahr 1807 und das letzte Viertel von 1806 gehört unstreitig zu den unglücklichsten

der Menschheit und besonders des preußischen Staates", schreibt er, "denn das arme Land, durch den unglückseligen Krieg und die raffinierteste Bosheit der Franzosen gegen unseren guten Monarchen aufgewiegelt, wird zur Verzweiflung gebracht durch den Übermut der Feinde. Und was wird es noch leiden müssen!" - Eine letzte kurze Notiz aus dem Jahre 1809 kommt noch in folgenden Worten:

"Im Dezember 1809 erhielt ich den Auftrag, den kgl. Majestäten auf ihrer Reise von Königsberg nach Berlin bis Hohenrutzen entgegen zu gehen und sie dahin zu bringen, daß allerhöchst dieselben auf der Oder keinen Schaden nehmen. König und Königin, beide Majestäten waren herablassend gnädig." -

Mein Großvater Meyer war Geheimer Regierungsrat in Potsdam bei der Oberrechnungskammer; er stand im hohen Ansehen bei Hof und muß, nach den Berichten meiner Mutter, ein ganz herrlicher Mann gewesen sein.

Leider habe ich von den beiden Großelternpaaren nur meine Großmutter mütterlicherseits gekannt, an die ich freilich keine lebhafte Erinnerung habe; sie starb als ich acht Jahre alt war. ihre äußere Erscheinung als die einer schönen, etwas streng blickenden Frau hat sich mir mehr eingeprägt als ihr geistiges und Gemütswesen. Ich sehe sie deutlich am Fenster sitzen in einem großen, reich ausgestatteten Zimmer, vor einem Nähtisch; hinter ihr an der Wand ein auf-geklappter Schreibsekretär mit Einblick in viele Kasten und Kästchen, die an bronzenen Ringen im Maul eines Löwenkopfes herauszuziehen waren, doch war es mir, zu meinem Kummer, nie vergönnt, in die Geheimnisse, die sie bargen, einzudringen. Es war etwas um diese Frau, das mich von jeder kindlich-vertraulichen Annäherung zurückhielt. Und weil ich nicht recht wußte, was es war, schob ich es auf die Dämonie der großen Perlmutternadel, deren schimmernder Knopf auf der Spitzenrüsche der Haube mitten über der Stirn steckte, als bohrte sich die Nadel tief in den Kopf.

Nur die Weihnachtsferien in ihrem Hause, wo alle ihre Kinder und Enkelkinder versammelt waren, haben Erinnerungsglanz. Schon das interessante Vorspiel, daß eine Droschke vor dem Hause wartete, um uns mit einem Waschborb voll ein-gepackter Geschenke zur Fahrt durch die Stadt aufzunehmen, war ein Ereignis. Dann das Hereingehoben werden in den Wagen von dem so freundlich vom hohen Kutscherbock herunter kletternden Manne mit seinem großen Vollbart, dem weiten blauen Kragenmantel und dem schwarzen steifen blanklackierten Cylinderhut; im damaligen Berlin bedeutete wenigstens in dem ärmlichen Nordviertel der Stadt ein Droschkenkutscher eine seltene Erscheinung, so daß das niedliche Geschichtchen aus dem Anfang der fünfziger Jahre, von meiner Mutter erzählt, den Ohren heutiger Menschen kaum glaublich vorkommen wird. Es sei mein Vater eines Tages ganz aufgeregt mit der Nachricht nach Haus gekommen: "Denk Dir, Mutter, am Stettiner Bahnhof hielten heute v i e r Droschken! Wer soll damit fahren?" - Nun, für mich verweb sich jedenfalls diese mir nur einmal im Jahr am Weihnachtsabend zu teil werdende Erscheinung des Droschkenkutschers in ihrer engen Berührung mit mir, im andächtigen Aufblick zu ihr, zu einem mystischen Zusammenhange mit dem Christkind, zumal die Fahrt immer an Häusern vorüberging, in deren Fenster durch die Gardinen hindurch schon Lichter schimmerten wie heilige Freudenfeuer. -

Im Saal bei der Großmutter, sie hatte jetzt eine stattliche Wohnung, in der Markgrafenstraße, da die Söhne schon für sie sorgen konnten, stand, inmitten eine lang ausgezogene Tafel, weiß gedeckt mit dem Aufbau für die großen Leute; an den Wänden entlang die Tische für Jugend und Kinder. Statt des Tannenbaumes war als Mittelpunkt eine Pyramide aufgestellt, wie sie auf dem Weihnachtsmarkt verkauft werden. Das war ein künstlicher pyramidenförmiger Holzbau, ganz mit lockig gekräuseltem hellgrünen Seidenpapier an seinen Stäben umwunden; die Kerzen steckten in weit herausragenden Haltern; nur Goldfitter schmückten sie; in der Winterzeit pflegten die feiernden Maurer solche Pyramiden als Heimarbeit herzustellen. Um diese Pyramide herum war nach alter Tradition eine ganze Stadt aufgebaut, mit Kirchen, Häusern, Toren, einer Stadtmauer mit Türmen. Dies sind Erinnerungsbilder an die mütterliche Großmutter. -

Hätte ich die andere gekannt, - sie starb als ich zwei Jahre alt war, - würde ich gewiß gut Freund mit ihr gewesen sein; da muß nichts von bürgerlicher Steifheit und Abgeschlossenheit gewesen sein, frisch quellendes Leben in ihr, Originalität.

Sie war Französin, hieß mit ihrem Mädchennamen "Manon Gausse" und war mit ihrem Vater, der bei Friedrich dem Großen Hofkoch wurde, an den preußischen Hof gekommen, wo sie den Großvater kennen gelernt. Ihr Bild, das mit anderen Familienbildern über dem viersitzigen Sofa mit geschweifter Lehne und braunen Mahagoni-Füßen im Wohnzimmer meiner Eltern hing, hatte mich immer besonders interessiert; der berühmte Maler Franz Krüger, man nannte ihn den märkischen Raffael, hatte es, wie auch drei andere Porträts, in Pastell gemalt, ein erfreuliches Modell für einen Künstler, die alte rassige Dame in gerüschter Haube, die breiten Seidenbänder zur Schleife gebunden unter dem energischen Kinn, dunkle Vorstecklocken

auf den Schläfen, feine gebogene Nase, deren Flügel man sich zitternd denkt in der Erregung ihres lebhaften Temperaments, und diese großen dunklen Augen, mit den Bögen der schwarzen Augenbrauen. -

Im Anfang ihrer Ehe lebte sie mit ihrem Manne in Berlin, dann in Potsdam; sie vergötterte ihn, erzählte meine Hutter, sie selbst aber auch diesen Schwiegervater. In dem alten braunen Tagebuch, das die Großmutter Manon nach dem Tode des geliebten Mannes in kurzen Aufzeichnungen weiterführte, schreibt sie, wie schwer sie getroffen von dem Verlust, nennt ihn immer "ihren himmlischen Meyer", und kann sich in der Weit nicht mehr zurechtfinden ohne ihn. Und dann stehen wieder neben den Schmerzausbrüchen und rührenden Klagen, oben über diesen Seiten, ganz nüchtern allerlei Aufzählungen von den eingekauften Wirtschaftssachen, z.B. "sechs Suppenteller für den ordinären Gebrauch" oder "sechzehn Ellen Leinwand aus dem Kasten genommen für mich zu Händen". Daß meine Geburt noch eingeschrieben ist von ihrer Hand, freut mich so.

Im alten Berlin gab es damals, außer ihr, noch ein paar französische Originale in der Kolonie, die stadtbekannt waren, ihre Freundin Madame Lecoque, Madame Dutitre und Madame Goquerelle; von ihnen gingen die komischsten Geschichten um. Im Schauspielhaus, zum Beispiel, ist eine Aufführung von Shakespeares Macbeth. Atemlose Stille, als Lady Macbeth in ihren Mordgedanken über die Bühne geht in weitem wallenden Nachtgewande, den Leuchter mit tropfendem Licht in der Hand; plötzlich, schrill zur Bühne hinübertönend, eine warnende Frauenstimme aus dem Zuschauerraum: "Macbethen, Sie drippen!" Madame Dutitre war es. - Ein anderes Bild: Madame Lecoque geht am Hause der Großmutter vorbei, die grad aus dem Fenster auf die Straße schaut. "Halt, halt, Lecoquen, mein Stück Leinwand müssen Sie sehen!" Die Freundin, die die Treppen nicht steigen will, ruft antwortend hinauf: "ich komme nicht!" Schon rollt von oben herunter vor ihre Füße, mitten auf das Trottoir der engen Burgstraße, mit großem Halloh der Ballen Leinwand; es mußte der Kauf bewundert werden.

Närrische Ideen saßen immer im Geist dieser Frau, und jede Gelegenheit wurde wahrgenommen sie herauszusprudeln. Mit meinen Brüdern, 8 und 10 Jahre älter als ich, machte sie sich einmal eine sehr groben Spaß, als die beiden Jungens bei ihr in Potsdam zum Besuch gewesen. Es war an einem Sonntag. Sie quälten die Großmutter um einen Theaterbesuch, einen richtigen, nachdem sie sich an ihrem Puppentheater ergötzt hatten, das sie ihnen geschenkt. Sie kann sich dem stürmischen Andrängen und Bitten nicht erwehren, so verspricht sie es endlich: "Also kommt, Jungens!" Es ist Vormittag, sie geht mit ihnen in die Kirche. Nie wieder haben sie danach Verlangen gehabt nach einem Theaterbesuch.

Kein Wunder, daß solch ein von Spaß und Frohheit erfülltes Menschenkind Aufsehen erregte in den steifen Gesellschaftskreisen der kleinen Stadt, die Potsdam damals war, wahrscheinlich auch etwas Anstoß, wenn sie wie ein frischer Luftzug hineinfuhr in die gewohnte Unterhaltungs-Atmosphäre, den ewigen Kehrreim der Gespräche ablösend mit dem wechselnden Rhythmus ihrer mutwilligen frischen Art. Wie meine Mutter erzählte, habe aber die Jugend die alte Frau Geheimrat dringend als Gesellschaft an ihre Tische erbeten.

Als sie den Tag meiner Geburt in das Familienbuch eintrug, war sie schon Witwe, schrieb sie mit zitternder Hand in groß auseinander gezogenen Buchstaben: "den 26. April ist meine Schwiegertochter mit einem Mädchen glücklich entbunden, aber der unglückliche Vater hat es nicht auf der Welt kommen sehen, ach Gott der Gütige begnade ihn doch und erlöse ihn bald aus der Trübsal und gebe ihm wieder Mut zum Leben. - Sonntag den 11. Juni ist die kleine Manon getauft; Gott segne das Schmerzenskind und lasse es glücklicher werden als seine Eltern." Als sie mich dann zum ersten Mal gesehen, soll sie gesagt haben - "was soll aus dem armen Wurm noch mal werden!"

Da wäre ich nun, nach dem Umweg über der Großeltern Leben, bei dem Anfang meines Lebens wieder angelangt, bei meiner Geburt. -

In das düstere dieses Tages sahen meine leiblichen Augen ja nicht hinein, als sie sich zum ersten Male auftaten; ob sie aber nicht doch sehend gewesen, eingebettet liegend in dem mütterlichen Schoße, von ihrem Blut getränkt und in mystischer Verbundenheit mit ihrem Fühlen und Denken, ihre Schmerzen geahnt? - Ungeborene, unter so unruhigem Herzen träumend, mögen ein feineres Nervengeflecht mit auf die Welt bringen, das auf ihrer Seelen Saiten Schmerz und Freude ein leichteres Spiel haben. Erst später habe ich erfahren, wie schwer die Wolken über jenen Schicksalstagen meiner Eltern lagen. -

Mein Vater war Architekt, er erwähnte öfter den Namen seines hochverehrten Lehrers an der Bau-Akademie, Prof. Gropius. Nach vollendetem Studium ging er nach Italien auf ein und ein halbes Jahr zu seiner weiteren Ausbildung, ging mit Empfehlungsschreiben an Architekten, Bildhauer und Maler, literarische Leute, Botschafter und Attaches bei der Gesandtschaft des damaligen Roms. Dort fand er die rechte Heimat

für seine Künstlernatur.

Ich sehe meinen Vater noch vor mir, als meinem Bruder Hans das Glück seiner ersten Italienreise zu teil wurde; es geschah durch Auszeichnung mit einem Preise der Michael-Beor-Stiftung. Da brach alles wieder auf, was einst heiß in ihm gebrannt hatte und ausgelöscht war von den langen Arbeitsjahren ermüdender, kleinlicher Bürotätigkeit bei der Direktion der Hamburger Eisenbahn. Eine Diätarstelle hatte er angenommen, alles freie Schaffen aufgegeben im verlorenen Selbstvertrauen; das war das Ende eines großen Anfangs. "Rom, Rom," sagte er, "wenn Du da hinkommst, mein Junge", so höre ich, ein erwachsenes Mädchen schon, ihn sagen, "so fahre nicht in den Bahnhof ein, wie die anderen, die Menge, steige eine Station vorher aus und ziehe ein wie ich, durch die Porta Romana!"

Das Morgenrot, das über der Jugend beider Eltern gestanden, war früh erlöschen in ihrer Ehe. Mein Vater war eben kein Praktiker. Nach seiner Rückkehr von den italienischen Wanderjahren hatte er zuerst praktisch mitgearbeitet am Bau des kgl. Schlosses Neubabelsberg. Der König, der sich sehr für ihn interessierte, als dem Sohn des alten hochgeschätzten Geheimrats im Ministerium, verfehlte nie, wenn er den Bau besichtigte, ihn in ein Gespräch zu ziehen, ihn zu necken als Liebling der Damen der Potsdamer Gesellschaft in seiner schlanken, hohen, brünetten Erscheinung.

Nach der Begründung des eigenen Haushaltes machte er sich selbständig als Bauunternehmer; das erhoffte Glück dieses Lebensschrittes wurde ihm zum Unglück. Bei seiner vorwiegend künstlerischen Begabung und der fehlenden Selbsterkenntnis, mag er sich wohl zu sehr auf Rat und Hilfe des für ihn arbeitenden Maurerpoliers bei diesem Hausbau verlassen haben, für den er die Zeichnungen gemacht hatte. - Es war ein Speicher, - er stürzte ein. ob Menschenleben dabei zu Grunde gegangen, weiß ich nicht, nur, daß es nach langen Gerichtsverhandlungen für seine Person zur Freisprechung kam. Die erste Nachricht jedoch von dem furchtbaren Unglück hatte ihn so erschüttert und fassungslos gemacht, daß er flüchtete, sich irgendwo in Berlin verborgen hielt. Das war in der Zeit meiner Geburt. Meine Mutter hat mir erzählt, daß er heimlich im Dunkel der Nacht zu ihr gekommen, um sie und mich zu sehen, als sie bei ihrer Mutter Zuflucht gefunden; die Brüder hatte man bei Verwandten untergebracht.

Von nun an gab er seinen Beruf als Architekt ganz auf. Zuerst halfen wohlhabende Verwandte meiner Mutter in dieser Not; dann, nach langen Bemühungen, fand er die Anstellung bei der Eisenbahn, in der er blieb bis an sein Lebensende.

Man sagt immer, Armut sei das einzige Leid, das schwerer würde, je mehr an der Last mittragen. Hier war es anders. Meine Mutter hatte die kräftigeren Arme zum Anpacken des neuen entbehrungsvollen Lebens, und das mutigere Herz. Dem Vater half sein Humor, so trugen sie beide, jung noch und in großer Liebe miteinander verbunden, fortan das Leben in gewandelter Form.

Allerlei Auswege wurden gesucht, das aus den Fugen geratene Dasein wieder einzuränken; es blieb nicht trübe im Schatten stehn, der Mutter Hände fanden immer ein Sonneneckchen, es hinein zu rücken. Trotz des Aufwachsens im wohlhabenden elterlichen Hause, wie konnte sie arbeiten!

Etwas Erleichterung in den wirtschaftlichen Nöten brachte es, daß der ein Jahr ältere Bruder meines Vaters, der unverheiratet geblieben war, zu uns zog, sich bei uns in Pension gab. Es wurde eine größere Wohnung genommen, in einem Hause der Gartenstraße, und in diesem Hause und seiner Umwelt verlebte ich meine ersten Kinderjahre. Es steigt vor mir auf, das graue Mietshaus, nüchtern kahl wie seine Nachbarn in der Straße. "Gartenstraße" - wie anmutig das klingt, nach Grün und Blumen und Stille; einstmals hatte sie wohl den Namen mit Recht getragen, da sie, vor den Toren der Stadt liegend, nur schwachen ländlichen Verkehr aufwies; zu meiner Zeit aber hatte der ganz in der Nähe liegende Stettiner Bahnhof, wenn er auch damals seine große Zukunft noch nicht hatte, schon pulsierendes Leben in die umgehenden Straßen gebracht.

Vielstöckig, ohne Eigenphysiognomie stand es da, das Haus; ein Gemüsekelter, rechts neben der Haustür, brachte allerdings einen freudigen Farbkleck in die Monotonie von Häusermauern und Straßenpflaster. Die Ständer mit aufgebauten Gemüsen, Grünzeug, Obst, waren wie ein freundliches Hereinschauen der Natur. Ich liebte diesen jeden Morgen neu erstellten Bau, wohl unbewußt, in diesem Sinne, liebte aber auch den Besitzer, den dicken Herrn Anbaus, mit seinen klobigen Holzpantinen, die so kräftig im Takt klappten, wenn er für die Kunden die Kellertreppe heraufstieg mit seinem breiten guten Gesicht. Die Bezeugung seiner Gegenliebe mit einem Apfel, einem Mohrrüben- oder Radieschengeschenk beglückte mich sehr. Von den übrigen Hausbewohnern, die öfter wechselten, sind mir nur zwei Familien, als verbunden mit meinem Seelenleben, in der Erinnerung geblieben; die in der Parterrewohnung, und die des III.Stockwerkes, die einen

zu meinem Kummer, die anderen mir zur Freude. Unten lernte ich früh hineinsehen in menschliches Elend, hörte den Zank mit seinen rohen Tönen, Hilfeschreie eines armen alten Mannes, der von den erwachsenen Söhnen geschlagen wurde; er tat mir so leid, daß ich am liebsten hinein gegangen wäre und gebeten hätte, sie sollten doch wieder gut zu dem alten Vater sein, aber ich durfte nicht. - Vielleicht empfand ich, unbewußt, als einen entspannenden Ausgleich die Freundschaft mit dem kleinen gleichaltrigen Mädchen der oberen Familie und suchte sie eifrig; ein junges Tischlermeisterpaar waren die Eltern, die Gesichter so sauber und freundlich wie ihre ganze Wesensart und ihre Umgebung; doch will ich euch nicht verschweigen, daß die kleine Anna eine Puppenschaukel besaß, die ihr der Vater aus rotem Kirschbaumholz selbst gefertigt hatte, und als weiterer Gegenstand der Anziehung, daß es an Sonn- und Feiertagen Pfannkuchenbrezeln gab eigener köstlicher Hausbäckerei. -

Wann ich diesen Dualismus menschlichen Schicksals im Hause zuerst bewußt erlebt habe, kann ich nicht genau sagen, es wird nach meinem vierten Jahre gewesen sein, denn in diese Zeit hinein fällt das Ereignis meiner langen schweren Typhuserkrankung und, nach endlicher Genesung, das deutlichwerden der Räume um mich her, des langen einfenstrigen Schlafzimmers, der einzelnen Möbelstücke, auch die Gestalten meiner mir damals so groß vorkommenden Brüder wurden mir zum ersten Male lebendig. Von den Krankheits-Ängsten und Schmerzen, von Arzeneischlucken, Eispackungen, ist mir nichts in Erinnerung geblieben, nichts von der aufopfernden Pflege meiner Eltern; Tag und Nacht. Wie aus einer Dunstwolke heraustretend, nach langem Ausgelöschtsein meines Denkapparates - sechs Wochen soll ich in Fieberphantasien gelegen haben -, sieht mich das Gesicht des Medizinalrates Dr. Wegscheider, eines berühmten Berliner Arztes an, der, als Jugendfreund meiner Mutter, ihr zu Liebe den Weg in unsere Vorstadt oft gemacht, dem sie auch meine Rettung zu verdanken glaubte. Mir muß er aber wohl ein Ärgernis gewesen sein mit seinem runden weißen bartlosen Mondgesicht, das er hatte, das aber, meiner Ansicht nach, nicht an mein Bett gehörte, denn das erste Wort meines klaren Wachseins, als er sich über mich beugte, soll - "alter Schafskopf, geh fort!" - gewesen sein.

Als dann die Zeit längeren Wachseins gekommen, waren es meine Brüder, die meine Aufmerksamkeit erregten; Anton, 10 Jahre älter und Hans 8 Jahre älter als ich; ihr Dasein scheint mir vorher gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, die waren ja auch vor- und nachmittags viele Stunden in der Schule und trieben sich dann draußen umher. Leise kamen sie an mein Bett geschlichen, als die Zeit gefährlicher Ansteckung vorüber war, sahen mich an, streichelten mich, um dann möglichst eilig an eine hohe Apfelkiste zu stürzen, in der die von den Verwandten auf den Gütern gespendete Herbsternste geborgen war, es lohnte sich also ihre brüderliche Liebe und Teilnahme. Mich aber ängstigte ihr Kommen dieses hohen Apfelkastens wegen, denn er hatte einen schwer aufzuklappenden Deckel, mit einer scharfen eisernen tief sich einsenkenden Kramme, so wie ich ihn mir nach der Märchenerzählung vom Machandelboom vorgestellt hatte, mit dem die böse Stiefmutter dem kleinen Jungen den Kopf abgeschlagen; ich weiß, daß ich froh war, wenn die tief eingetauchten Köpfe wieder unabgehackt hervor kamen.

Dieser alte Gegenstand meiner Kinderängste steht, wurmzerfressen, heut noch auf unserem Boden, leider ohne schönen Äpfelvorrat. Dabei fällt mir ein, daß meine Mutter mir oft von den Sachen erzählen mußte, die auf dem großen Boden ihres Elternhauses gestanden; da war in einer dunklen Ecke, zwischen Gerümpel, eine ausgestopfte Riesentrappe mit großen starrenden Glasaugen, die sie als Kinder böse gefährlich angesehen hätte, und nur mit einem umgehängten Gewehr hätte sie mit ihrem Bruder Rudolf den Boden betreten. In Kindheitserinnerungen spielen Böden als Hüter verstaubter Vergangenheitsschätze und ein Aufstöbern von ihnen in spinnendunklen Ecken eine große Rolle. Keine angeordnete Entrümpelung störte die Ruhe ihres Weiterträumens, der Tannenbaum in Andersens Märchen konnte mit dem letzten Goldfitterchen auf seinem Gezweig an seine Weihnachtsherrlichkeit zurückdenken und den Mäusegesprächen zuhören, die um ihn herum gewispert wurden. Sie sind ja auch nicht tot, die wir tote Dinge nennen, können latentes Leben in sich tragen, schlummernde Seelen, die erweckt werden können. So erzählt Goethe von zwei, zur gleichen Zeit und in dem gleichen Holze angefertigten Schreibtischen, die, weit von einander entfernt, in einer ganz andersartigen Landschaft standen, und, als der eine einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen, sei zu gleicher Stunde ein tiefer tönender Riß durch den anderen hindurchgegangen. -

Meine Krankheit hatte mich so geschwächt, daß ich das Gehen von neuem lernen mußte. Viele Hände streckten sich da aus zum Führen, die immer bereiten, die treuesten, waren die meines Onkels Albert, des "Onkel Major", wie er genannt wurde. Er war als Bruder meines Vaters, wie ich schon einmal erwähnte, unser Hausgenosse geworden, nachdem er seinen Abschied von seinem in Saarlouis stehenden Regiment

genommen. Sein Zimmer war für mich der Wunder voll; zuerst mag es mir wohl nur traumhaft erschienen sein, aber da es lange Jahre hindurch in Art und Einrichtung, bei aller Wohnungsumänderung das gleiche blieb, meine ich wohl, es von frühester Kindheit an als vertrauten Raum gesehen zu haben. Sein größtes Wunder war mir der in einem hohen Glase wohnende Laubfrosch, der auf grünen Blättern hupfte, auf eine kleine Leiter springen konnte und mit seinem breiten Maul nach Fliegen schnappte. Daher lernte ich früh die Kunst des Fliegenfangens, war sie auch keine einträgliche für mein späteres Leben, so brachte sie mir doch manchen Pfennig in meine Sparbüchse, für zehn Stück bekam ich einen Dreier und konnte mir Süßholz oder Lakritzen dafür kaufen, Schokolade war damals ein seltener Genuß, Schokoladen- und Konfitürenläden gab es in unserer Vorstadt überhaupt nicht; eine Tafel Schokolade, eine Apfelsine dünkte uns zu Geburtstagen ein reiches Geschenk.

Eine andere Anziehungskraft hatte sein Zimmer noch in einem am Fenster stehenden bauchigen Glase mit Fischen, die so golden hin und her huschten im Wasser; auch sie durfte ich füttern, einmal am Tage, mit weißen Oblaten, und, was noch schöner war, ich durfte sie mit einem kleinen Netze fangen, sie zappeln sehen und sie dann wieder ins Wasser werfen. Ganz ohne Zusammenhang damit war dann jedesmal der Schluß dieser Zeremonie, daß der Onkel Major mir, auf mein Verlangen, die einzige Geschichte, die er wußte, erzählte; es war eine ihrem Inhalt nach wohl selbstgemachte, von Zippeljer und Tobischen, zwei Knaben, die Pflaumen gestohlen und die Kerne verschluckt hatten und denen dann dafür, zur Strafe, zwei Pflaumenbäumchen wuchsen aus einem Körperteil, der botanisch nicht recht dafür geeignet war. Warum ich die Geschichte so gerne hörte, weiß ich nicht mehr, denn andere Reize hatte sie nicht als dieses recht unnatürliche und unanständige Geschehen.

Später erschien noch ein neuer lebendiger Zimmergenosse, mit dem ich gut Freund wurde, ein kleiner Hund, der Samm hieß, mit kurzem gelbbraunen Fell und einem kurzen Schwänzchen, von dem der Onkel immer sagte, er wedele zur Begrüßung mit seinem kleinen Zimmerstengel. Zweimal wöchentlich kam der Dienstmann Kersten, um ihn zu reinigen, zu baden und zu kämmen, das geschah unten im Hof, und weil Kersten sehr häßlich aussah mit einem verwilderten roten Barte, und ich ihm daraufhin allerlei Böses zutraute, bekam ich die Erlaubnis dieser Reinigungsprozedur beizuwohnen, Samm als Schutzengel zu begleiten; ich war überzeugt, wenn der große Kamm durch seine Haare fuhr, besonders die zarten am Kopf, und ihm dabei die Haut nach oben riß, daß die Augen wie weiße Kugeln ihm fast aus dem Kopf zu rollen drohten, daß mein Mitleid und mein möglicher Beistand in der Not ihm Trost gaben.

Als er seinem alten Herrn dann nicht mehr treuer Begleiter sein konnte in dessen letzter Krankheitszeit, führte ich ihn manchmal mit einer Schulfreundin zusammen spazieren, wir waren schon große Schulfreundinnen damals, sie hatte ein silbergraues Windspiel, das den vornehmen Namen Mylord trug und an seinem Halsband eine rosa Seidenschleife; ihm zu Ehren band ich auch Samm in seinen alten Tagen noch eine blaue Schleife um den Hals für solche gemeinsamen Ausgänge, mit deren Schmuck ich ihm aber doch nicht seine Jugend wiedergeben konnte, sein Schwänzchen war weiß geworden, die Beine müde, er überlebte nicht lange seinen Herrn.

Als ich in die Schule ging, schon die Buchstaben kannte, hatte sich der Major neben dem Fliegenfangen eine andere Bereicherung für mich ausgedacht, indem er immer wieder neue, seltene und schwer zu lesende Schildernamen ausfindig machte, um mich dann vor sie hin zu führen, oft in die entlegensten Straßen. Löste ich das verwirrende Sphinxrätsel, nahm er mich auf dem Rückwege mit in sein Stammlokal, ließ mich den Schaum von seinem Glase Bier abtrinken und kaufte mir eine Salzbrezel. Wie deutlich sehe ich ihn da vor mir mit seinem roten frischen Gesicht, den kurz geschorenen graublonden Haaren und leuchtend blauen Augen, ebenso blau wie die Augen Friedrich des Großen auf dem Miniatur Elfenbeinporträt des Ringes, den er auf dem rechten Zeigefinger trug; das war ein Erbteil, das ihm sein Großvater hinterlassen als Geschenk des alten Fritz an seinen Hofkoch Gause in der kgl. Küche Potsdam.

Ungleiche Brüder waren es, mein Vater und er, äußerlich und innerlich. Der Major echt deutschen Typs, der jüngere Bruder alle Zeichen französischer Abkunft von der Mutter her tragend; gemeinsam war ihnen nur die Lust am scherzen, der Humor, der in Generationen schon in allen Meyers steckte und auch in seinen beiden Brüdern dann würdige Vertreter fand mit herzertreuenden Austrahlungen. Was könnte ich nicht alles von den wunderlichen Späßen erzählen, die der Onkel mit uns machte, und im Untergrunde steckte dann immer eine gütige Freundlichkeit, ein kleines Geldgeschenk, mit dem er sich den Scherz erkaufte. So setzte er ganz umständlich gesetzte Kontrakte auf großen Kanzleibogen, für mich z.B. als ich schon etwas nähen konnte, die Vereinbarung, die mich verpflichtete, ihm sämtliche abgerissene Knöpfe anzunähen für ein

Jahresgehalt von 5 Silbergroschen; dieses Aktenstück mußte beiderseitig unterschrieben werden, darunter wurde ein dickes rotes Siegel gesetzt.

Meinen Brüdern verschaffte er einmal eine Einnahme für das Bravourstück, sich im kalten Winter nackend auf ein Ledersofa zu legen, ohne einen Schreckenslaut dabei zu tun.

Lange Jahre habe ich mir meinen Näh-Kontrakt aufbewahrt zur Erinnerung an den lieben alten Herrn, den man auf dem Militärfriedhof begraben, wo er unter seinen Kameraden auf die große Reveille wartet. Einmal ist er auch draußen im Kampf gewesen im Jahre 1848-49, im sogenannten badischen Feldzug, und ist mit einem Tapferkeitsorden heimgekommen, einem bunten Ordenszeichen, das, in einem Kästchen auf blauem Sarnet liegend, mein Entzücken war; er mußte es mir immer wieder zeigen, und gern erzählte er mir und den aufhorchenden Brüdern von dem großen Kampf. Ich sah ihn vor mir auf einem Schimmel, in der Hand die Fahne, in der anderen den aufgehobenen Säbel gegen den Feind reitend, dachte dabei an eine große Schlacht, wie sie in einem Buche abgebildet war, das meinem Bruder gehörte - "Badischer Aufstand" hieß es damals.

Kürzlich nun las ich davon in Bismarcks "Gedanken und Erinnerungen" und gedachte dabei des Phantasiebildes meiner Kindheit. - Bismarck schreibt: "Ich hatte schon damals das Vertrauen, daß die militärische Kraft Preußens genügen würde, um alle Aufstände in Baden und der Pfalz zu überwältigen, und daß die Ergebnisse der Überwältigung zu Gunsten der Monarchie und der nationalen Sache um so erheblicher sein würden, je größer der zu überwindende Widerstand gewesen wäre, und vollständig befriedigend, wenn alle Kräfte, von denen Widerstand zu erwarten war, in einem und dem selben Feldzuge überwunden werden konnten. Während der Aufstände in Baden und der Pfalz" - fährt er fort, "war es eine Zeit lang zweifelhaft, wohin ein Teil der bayrischen Truppen gravitieren würde. Ich erinnere mich, daß ich dem bayrischen Gesandten Grafen Lerchenfeld, als er gerade in diesen kritischen Tagen, Mai 1849, in Berlin von mir Abschied nahm, um nach München zu reisen, sagte - "Gott gebe, daß auch ihre Armee so weit sie unsicher ist, offen abfällt, dann wird der Kampf groß, aber ein entscheidender werden, der das Geschwür heilt." Er glaubte mir nicht, und ich glaube noch heute, daß die Chancen für eine wünschenswerte Lösung der damaligen Krisis noch besser geworden wären, wenn vorher die badische Revolution durch den damals befürchteten Abfall auch eines Teils der bayrischen und württembergischen Truppen verstärkt worden wären. -

Also nur ein Feldzug einzelner Regimenter nach Baden, das Ganze eine "Militärische Promenade durch unruhige Provinzen", wie es an anderer Stelle heißt, statt eines Krieges in großem Maaßstabe. - Nun, lieber Onkel Major, Dein Bild, als Soldat, hat mir sehr gefallen und Dir auch, und was danach kam in der Alterszeit, das öde Jungesellendasein mit Hund und Laubfrosch und Kanarienvogel und Frühschoppengang konnte gut eine solche Vorgeschichte brauchen. -

Bei der Wesensungleichheit der beiden Brüder bedurfte es immer eines Friedensengels, dessen Rolle meine sanfte heitere Mutter übernahm, die eine große schwägerliche Liebe und Verehrung genoß. Seine Liebe zu mir war rührend, das heißt, sie rührte mich gar nicht weiter, ich ließ mich lieben und verwöhnen mehr als mir erziehlich gut war; die Eltern taten es, die Brüder, viele Menschen.

Da war in unserer Straße ein Puppenladen, ein winziges Vorstadtlädchen, dessen Besitzer ganz in meiner Hand war. Ich durfte ihn besuchen, so oft es mir gefiel, durfte hinter den Ladentisch gehen, alle Schubfächer öffnen, die Porzellanköpfe, ihre Leiber, Arme und Beine herausnehmen, die zu Weihnachten zusammengesetzt wurden, zu unwürdigen Vorgängern der jetzigen Käthe-Kruse-Atelierfabrikaten; kein Leibdruck entlockte ihnen Papa- und Mamarufe, und doch erweckten sie in mir die gleichen mütterlichen Gefühle, wie auch zu Haus die hölzerne Fußbank mit umgebundenen Taschentuch es tat, wenn ich ihr Holzbein nahm und sie daran spazieren führte. Schlimm war es nur bei dieser Gunst des Puppenhändlers, daß ich ihm jedesmal, wenn ich kam und ging, einen Kuß geben mußte.

Ungewöhnlich häßliche Menschen, wie er, waren mir schreckhaft, so auch der alte Maurerpolier meines Vaters, der oft zu uns kam, um sich Zeichnungen abzuholen; er hatte ein dickes rotes Gesicht mit her-austretenden Fischaugen, silberne Ringe in den Ohren und einen weißen Stoppelbart. "Mein Mietzelchen" war jedesmal sein erstes Wort, und dann hatte er mich schon auf dem Arm zu Zärtlichkeiten, daß ich die Bartstoppeln wie Spieße fühlte.

Alte Männer waren mir überhaupt ein Greuel. Wenn ich auf meinem ersten Schulweg, als sechsjährige, täglich an dem Altmännerasyl vorbeigehen mußte, einem langen grauen Hause mit vielen kleinen Fenstern, ging ich immer auf der anderen Seite der Straße, um ihre alten struppigen Gesichtern, mit denen sie herauschauten, nicht zu sehen, kniff die Augen ganz fest zu, klebte sie mir manchmal sogar fest zu mit den weißen

Oblaten, die der Onkel Major zum Füttern seiner Goldfische hatte, um nicht in Versuchung zu kommen, doch den Blick dahin zu wenden, denn im Grunde reizte mich auch wieder alles Furchterregende, abstoßend und anziehend zugleich.

So gab es eine in Berlin stadtbekanntere Figur, "Nante Strumpf" genannt, einen pockennarbigem, meist betrunkenen Menschen, der mit einem Musikinstrument in den Straßen und Höfen herumzog, garstige Lieder singend; zu seiner selbstgefertigten Dreisaiten-Gitarre; wenn er in unserer Nordstadt erschien, stellte er sich am Platz vor dem Stettiner Bahnhof auf; hieß es dann - "Nante Strumpf ist da!", liefen die Kinder aus allen Häusern herbei, umkreisten ihn, neckten den geistesschwachen Trunkenen so lange, bis er seine Gitarre fortschleuderte und wütend auf den Kinderschwarm losging; dann flüchteten wir schreiend in die Hausflure hinein. Dabei mußte ich immer sein, so sehr mich auch diese Gestalt und ihr wildes Treiben ekelte.

Im Gegensatz zu solchen rauhen gemeinsamen Spielen blieb ich auch wieder gern still allein in unserem Gärtchen, das hinter dem Hause lag, ein Rest nur, ein kümmerlicher eines einstmaligen großen; aber es standen ja ein paar Bäume und Büsche darin und Blumen, durch die der Reigen der Jahreszeiten hindurchging. Auf dem Frühjahrsmarkt, wenn das Gärtchen etwas hergestellt wurde, durfte ich mir Pflanzen kaufen für mein Beet, Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht und Goldknöpfchen waren es immer, und, wenn zu dieser Zeit dann die kleinen Marienkäfer, die roten, schwarzgepunkteten, aus ihrem Winterschlaf kamen und im ersten warmen Frühlingstrahl an den Fensterscheiben hinkrochen, nahm ich sie und setzte sie zu meinen Gartenblumen, dachte ihnen eine große Freude damit zu machen, baute kleine Lauben für sie, sie taten mir so leid, weil sie keine Mutter hatten, kein Haus zum wohnen; aber zu meinem Kummer flogen sie wieder fort, wohl wieder zur warmen Fensterscheibe oder wie die Maikäfer, denen wir das Lied von dem abgebrannten Pommernland vorsangen. Wieviele Generationen von ihnen sind schon dahingegangen, haben tausende von Kindern ihnen das Lied vorgesungen seitdem, und ich bin immer noch da, und wenn es Frühjahr wird und die kleinen gepunkteten Tierchen, noch matt vom Winterschlaf, langsam an der sonnigen Scheibe hinkriechen, da grüße ich sie wie alte Kinderfreunde und habe Freude an ihren bunten Flügeln.

Im Herbst, wenn im Garten der einzige Obstbaum die dicken blauen Eier-pflaumen trug, durfte ich sie leider nicht alle, für uns aufsammeln, sondern mußte sie in einem Korbe dem Hauswirt bringen, der in der Stadt wohnte; im Sonntagskleide mußte es sein, weil seine kleine Enkelin dann mit mir spielte, ein feines Ding in Samt und Seide, mit schwarzen Locken und einem Judennäschen; einmal, an ihrem Geburtstag gerade, hatte sie ein Kleid an, durchsichtig weiß mit rotem Sammettupfen, so schön, daß ich kaum an seine irdische Herkunft glauben konnte, als sei es, wie das vom Märchenbaum herabgefallene Aschenbrödel-Gewand ihr zugeworfen worden, und mein Sonntagsstaat, das karierte Wollkleid, das höchste, was ich besaß an Schönheit, wollte mit seitdem nicht mehr gefallen in seiner Grobheit.

Ich glaube, da kam zum ersten Male der Neid über mich, der dann durch lange Jahre immer wieder bekämpft werden mußte im Entbehren und Ersehnen vieler Dinge, die Andere als selbstverständliche Gaben und Freuden hatten. Aus unserem engen Gärtchen holte mich öfter eine Schulfreundin in ihren großen parkartigen Garten, weit draußen am Ende der Gartenstraße, wo noch Landhäuser standen; ein stattliches besaß ihr Vater, ein Rechtsanwalt. Ich hatte sie gern, die blonde Anna, und ihren älteren Bruder "Konrad Lämmerhirt" mit dem hellen Krauskopf", liebte den Park und die Schildkröte, die ich mit Salatblättern füttern durfte, und liebte den kleinen lustigen Schreiber, der sich, fast noch ein Kind, so oft er konnte, aus dem Büro herausstahl, um sich mit uns auf den Springbrunnenrand zu setzen und uns Geschichten zu erzählen, die sonst wohl gefangen saßen und nie aus dem phantasiebegabten kleinen Kerl herausdurften, gefangen in den Zahlenreihen und Seiten der großen juristischen Aktenbogen. Er hatte ein lahmes Bein, kam hinkend an, aber seine Freundschaft machte mich froh und glücklich. -

Alles, was ich bisher von meinem Leben erzählt habe, ereignete sich bis zu meinem siebenten Jahr. Ein Großstadtkind kann so genau historisch zurückdatieren, der Möbelwagen fährt alle paar Jahre mit dem Hausrat davon zu anderen Räumen, zu einem neuen Hause, und so setzt neues Erleben einen sicheren Meilenstein für das Festlegen der Erinnerungen.

Ein Jahr lang, vom sechsten bis zum siebenten, war mein Schulweg durch das Hamburger Tor gegangen, also bis zum Jahre 1861, da zogen wir um, blieben zwar im Nordviertel, doch in einem ganz anderen Teile, so daß ich durch andere Straßen zur Oranienburgerstraße meinen Weg gehen mußte, in der, Ecke Artilleriestraße, die höhere Töchterschule lag.

Da mußte ich durch das Oranienburger Tor gehen, es bildete mit seinen grauen Bögen den Eingang zu einem neueren Berlin. Diesseits, am Ende der Chausseestraße, lag der alte schöne Friedhof der Dorotheenstädtischen ■

Gemeinde, eine stille große Insel im steinernen Häusermeer, das damals zwar noch nicht so voll Hast und Unruhe war, immerhin aber im grellen Kontrast stand zu den hohen Bäumen, die über die Friedhofmauern ragten, feierlichen Ernst atmend, von Tod und Vergangenheit redend, hoch über dem gegenwartsfrohen Menschenstrom.

So mag ich es damals als Kind nicht empfunden haben, aber doch weiß ich, daß nach einem Stadtgang, wenn man müde von Besorgungen heimkam, besonders an heißen Sommertagen, die feuchte reine Luft, die über Bäumen und Gebüsch hinter den Mauern lag, mit ihrer Stille einem so wohl tat.

Ein berühmter Friedhof war es, in denen viele bedeutende Persönlichkeiten in Erbbegräbnissen ruhten unter kunstvollen Denkmälern. Nach 1900 wurde keine Grabstelle mehr vergeben, meine Eltern durften dort noch begraben werden, mein Bruder Hans und seine Frau konnten in Aschenurnen in den Gräbern der Eltern beigesetzt werden. -

Damals fuhr ein großer gelber ratternder Omnibus vom Oranienburgertor aus durch die lange Friedrichstraße, die dort mit modern eingerichteten Läden begann, bis zum Halleschen Tor, doch nur in schnurgrader Linie, wenig praktisch zur Benutzung, und doch, als er zum ersten Male in Erscheinung getreten, sollen sich die Berliner Glück gewünscht haben zu diesem Himmels Geschenk. -

Das neue Haus, das wir bezogen, lag in der Invalidenstraße, einer Querstraße der Chausseestraße; sie war Verbindungsweg zwischen dem Stettiner und dem Hamburger Bahnhof: ein Schienengeleise führte von einem Bahnhof durch die Invalidenstraße, in der wir nun wohnten, zum anderen. Im Jahre des österreichischen Krieges kamen viele Truppentransporte an unserem Hause vorüber. Ich erinnere mich deutlich des Eindrucks, den der Anblick der fremden verwundeten Soldaten auf mich machte, wenn sie in den offenen Wagen, eng zusammenstehend oder auf Stroh liegend, langsam vorbei rollten; besonders die Italiener mit dem traurigen Blick ihrer dunklen Augen in den braunen Gesichtern dauerte mich so.

Über diesen Wohnungswechsel waren die Eltern und Brüder sehr glücklich; der Weg zur Stadt, zum Gymnasium war kürzer und hübscher geworden, das neuerbaute Haus hatte Gas und Wasserleitung, es brauchte die alte Wasserbank nicht mehr in der Küche zu stehen mit ihren beiden weißen Porzellaneimern und blanken Messingtragschenkeln. Die alten 61- und Moderateurlampen, letztere schon vonnehmere Schwestern der einfachen Öl-Lampen, man konnte das Öl heraufschrauben, und sie brauchten nicht die großen seitlichen Kästen und die Öl-Abflußbehälter, hatten schöne Kugel-Glasglocken; alles alte Lampenzeug wurde auf den Boden gebracht, und die neue Gaslampe in Lyraform prangte hängend über dem Tisch zum Entzücken der Familie.

Man saß ja damals immer gemeinsam um den Tisch; daß jeder sich in sein Zimmer zurückzog, wie es heut in den meisten Familien Brauch ist, das kannte man damals nicht; das forderte natürlich Rücksichtnahme für jeden Einzelnen, besonders für mich als Kind. Vielleicht stammt daher mein Talent, bei aller Unruhe um mich her, mich im Denken, Lesen und Schreiben konzentrieren zu können - jung gewohnt, alt getan. -

Meiner Mutter wurde ihr lang geträumter Traum erfüllt, einen Balkon zu haben; er lag am sogenannten "guten Zimmer", nur eben groß genug, um zwei Stühle darauf zu setzen, aber man saß doch im Freien. Zwei gußeiserne Schalen an den Ecken schmückten ihn mit Sommerpflanzen. Da das Haus mit drei anderen gleichen zu einem, wie man in England sagt: "Square" erbaut war, lagen in ihrer Mitte Rasenplätze und im Hintergrunde ein kleiner Garten des Wirtes mit einem Springbrunnen. So waren die Spielräume für die Kinder aus den vier Häusern weit und herrlich, vier Höfe, vier Hausflure, vier Keller, zum Verstecken-Spielen wie geschaffen.

Für mich wurde das Haus Schauplatz erster Kinderfreundschaft, einer Freundschaft, die, trotz Trennung durch Zeit und Ort, zwei Menschen verbunden hat bis jetzt noch im höchsten Alter. Das war meine liebe Freundin Gertrud Tyßker aus Rüdersdorf, aus dem Pfarrhaus. Sie war in Pension gegeben zu ihren Tanten, zwei unverheirateten alten Schwestern ihrer Mutter, die mit dem Bruder in der Parterre-Wohnung wohnten. Sie gefiel mir gleich so gut mit ihren blonden Kraushaar-Zöpfen, weil ich ja selbst so ein schwarzbraunes Mädel war zu meinem Leidwesen. Wir waren Schulkameraden in der gleichen Klasse, waren gleich freudige Puppenmütter, wurden unzertrennliche Spielgefährtinnen; keine Stunde gab's da, in der wir uns nicht sähen, sogar nachts waren wir ab und zu beisammen, wenn wir uns die Erlaubnis dazu errungen hatten, allerdings nur eine dunkle Kammer, die noch zur Hälfte quergeteilt war durch einen Hängeboden, luftlos, lichtlos, in der ich sechs Jahre meines Lebens die Nächte zugebracht habe.

Wie war das möglich, fragt man sich heut, wo jeder weiß, was Luft und Licht für den menschlichen Körper bedeutet. Ein größeres helles Sonnenzimmer, das sogenannte "gute Zimmer" mit dem Balkon, stand

unbewohnt, selten daß einmal ein Besuch hinein geführt wurde; man wußte damals nichts von der Heilwirkung der Sonne, sonst hätte meine Mutter dieses Zimmer, so sehr es ihr Stolz war, für mich zum Opfer gebracht, da ich noch immer an den Nachwirkungen der schweren Typhus-Erkrankung litt, schmal und blaß heranwuchs.

Dieses gemeinsame Schlafen mit der kleinen Freundin bedeutete für mich mehr noch als Freude, war mir Schutz und Beruhigung, da ich zum ersten Male allein schlafen mußte und diese Verlassenheit bitterlich empfand. Was am Tage meine begehrlche Phantasie mit Entzücken aufnahm an unheimlichen Geschichten, wandelte sich im Dunkel des Abend, der Nacht, um zu wirklichen Geschehen; Gespenster und Räuber bekamen Fleisch und Blut, und was für eine Gestalt und Mordgier! - nach den Schauergeschichten unseres rotköpfigen, gleichfalls sehr phantasievollen Mädchens; ihre Spezialität war der Dieb, der sich heranschleicht und dann den kleinen Mädchen die Ohringe aus den Ohren reißt.

Etwas Trost brachte mir immer wieder das A-B-C Buch von Ludwig Richter, in dem jeder der schön verzierten Buchstaben des Alphabets der Anfang war zu einer Geschichte; da war auf der Seite "D" die vom "Dorfdieb". Dort, in ein dunkles Kämmerchen, das wie meines aussah, schlich sich ein Dieb herein. Das Kind im Bett sieht es, in seiner Angst kniet es nieder und betet. Davon ist der Bösewicht so ergriffen, daß er fromm und gut wieder zur Tür hinaus geht. Jedesmal, wenn ich das Bild ansah, meist noch einmal vor dem Schlafengehen, weinte ich vor Rührung dabei, übte mich im Bett im Niederknien und schlief dann ruhig in Müdigkeit ein; aber jedes nächtliche Erwachen aus Träumen ergab das zitternde Ängstigen bei einem Geräusch, der Trost des Bildes verschwand, und der einzige Ausweg blieb: Rufen, Weinen, bis mein guter Onkel Major mich hörte und mitleidvoll herbeikam. Er führte mich dann ins elterliche Schlaf-zimmer, das außerhalb der Wohnung, abgeschlossen, am Treppenflur lag.

Dieser nächtlichen Zufluchtswanderungen erinnere ich mich mit einer Deutlichkeit, als wäre ich eben erst dieses heulende Angstkind gewesen. Erstes Stadium dieses Vorganges, das Hinlaufen auf den kalten Steinfliesen des Außenflures, meine Hand fest in der warmen Hand des Onkels, dann sein Anklopfen und hastiges Türöffnen von innen: beim Eintritt in das Schlafzimmer der Eltern der entgegenwehende Duft von Rosenwasser, das immer in einer milchweißen Flasche auf dem Toilettentisch meiner Mutter stand, meines Vaters ärgerliche Stimme: "Was gibts denn nun schon wieder?" Das elterliche Gespräch über verfehlte Erziehung, das meist folgte, hörte ich nicht mehr; eng eingedrückt in meiner Mutter Arm, müde vom langen Weinen, schlief ich wohligh ein.

Aber wie benedete ich täglich meine Freundin um das Glück, ihre beide Tanten als nächtliche Beschützer um sich zu haben; waren es freilich auch keine kämpferischen Gestalten, um einen Räuber in die Flucht zu schlagen. Sie waren das zierlichste, netteste, was man sich unter einem alten Fräulein vorstellen kann, und darum muß ich auch von ihnen hier erzählen.

Wenn ihr bescheidener Haushalt besorgt war, saßen sie am Fenster am altmodischen Nähtisch sich gegenüber, jede einen blankpolierten Knäuelbecher vor sich, der das zarte rosa Wollknäuel bewahrte, aus dem sie das spinnfeine Gebilde von Unterjäckchen mit klappernden Holznadeln herstellten, bezahlte Arbeit für ein Geschäft. So Jahr für Jahr, von keiner Maschine bei ihrer Arbeit abgelöst. Goethes Wort "artig", das er so gern gebrauchte, muß ich zur Schilderung nehmen von der äußeren Gestalt dieser beiden Nippes-Figürchen, in schönem Eigengeschmack gekleidet, ohne modischen Kram; um den Hals weiße selbst-gehäkelte Kragen, von einer Mosaikbrosche geschlossen, und um die faltige Halshaut ein schwarzes Sammetband gelegt als Abschluß.

Mete, die ältere, hatte unter ihrem weißen Scheitel den helleren Verstand; sie las, zu unserer Bewunderung, französische Bücher, spielte jede Woche einmal Schach mit einem berühmten mathematischen Professor, dessen Stirn übergekragt war wie das obere Stockwerk mittelalterlicher Häuser. Sie hatte das Primat der Souveränität im Hause, und doch liebten wir die unbedeutendere sanftere Schwester mehr, die gar nicht anders heißen konnte als "Tante Milchen". Die gesteigerte Geistigkeit der anderen schien uns, bei aller Verehrung, doch auch ihre Schattenseiten zu haben, in den verschiedenen Erziehungsversuchen an uns, die dennoch ohne nachhaltige Wirkung blieben.

Die Friedfertigkeit, die sie predigte, pflegte immer auszusetzen bei gewissen Spielen; da gab es ein Zitterspiel, aus altem Besitz, das in einer Dose fein geschnitzte Miniatur-Elfenbeingeräte barg, die herausgeschüttet auf den Tisch, wirr aufeinander gehäuft, mit Häkchen zart vorsichtig auseinander gelöst werden mußten, so daß kein anderes als das zuerst angefaßte dabei erzittern durfte. Dabei begann jedesmal Streit und Kampf, Erhitzung bis zur Weißglut, bis zum ewigen Freundschafts-Bruch. Und der Sache letzter Schluß war dann Tante Hetes strenge Schlichtung und Verkündigung: "Manon geht herauf, und morgen werdet ihr

zur Strafe den ganzen Tag getrennt voneinander bleiben!" Wir aber ließen die Sonne über unseren Zorn nicht untergehen, abends spät schnell noch ein heimliches Wort auf der Haustreppe; nur selten blieb etwas Zorn zurück, und dann setzte die sonst so sanftmütige Freundin ihn um in das Verbot, daß ich nicht mit ihr zur Schule fahren durfte.

Es gab da einen Selterwasser-Wagen, auf dessen geräumigen Kutscherbock wir mit Erlaubnis des Onkels bei Regenwetter mitfahren durften, und während ich dann sonst neben dem schwarzbärtigen Kutscher Friedrich saß, den ich zärtlich liebte, mußte ich an solchen Tagen, naß und tief gekränkt, allein meine Straße ziehen. Doch fielen so kleine Schatten auf unsere Freundschaft.

Am liebsten hätte Gertrud mich zu jeder Ferienzeit nach Hause genommen, nach Rüdersdorf. Ganz groß steht dieses Wort, mit Frakturschrift steht es eingezeichnet in meinen Kindererinnerungen. Und nun müßte ich eigentlich warten, davon zu sprechen, wenn es in diesen Blättern streng historisch zugehe, denn es war wohl in meinem elften Lebensjahre, daß ich zum ersten Mal, zur Osterzeit, mit in die Ferien fahren durfte zu den Eltern der Freundin ins Pastorhaus.

Halb Freude wars, halb Bangen; trotzdem ich, wenigstens nicht in vollem Bewußtsein, an meinen Eltern, an Onkel Major, noch an den Brüdern hing, stand mir das Fortgehen von zu Hause so als selbständiges Wesen beängstigend vor der Seele. Weißt Du noch, Du liebe alte Freundin, welch ein Angebot von lockenden Tatsachen Du mir machen mußtest, um mich mit zu bekommen auf diese erste gemeinsame Reise. Weiße Kaninchen mit roten Augen, ein zahmes Reh, einmal wurde es sogar ein Ponywagen.

Und wie wohl war mir dann dort, als Großstadtkind in der Freiheit und Schönheit des Lebens auf dem Lande. Ostern im Pfarrhaus auf dem Dorfe! In unserem Hause ging das Fest hin wie jeder Sonntag, etwas festlicher die Mahlzeiten, das Ereignis des Morgens - auf dem Tisch ein selbstgebackenes Osterbrot mit vielen Rosinen, nie ein Kirchgang der Eltern, auf dem wir mit-genommen wurden; sie lebten nach Friedrichs des Großen Wort - "Jeder mag nach seiner Fassung selig werden". Und nun, zum ersten Male, eine Ahnung von dem Mysterium der heiligen Osterfeier. Schon die Vorbereitungen staunte ich an, wenn der Küster Braun mit seinem glatten frommen Scheitel erschien, um die Abendmahlsgesetze zu holen, sie sorglich putzte und sie dann eingehüllt in eine schwarze Decke mit silbernem Kreuz zur Kirche trug.

Am ersten Festtagsmorgen, als die ganze Familie schon am Kaffeetisch versammelt war, schweigend wartete auf den Augenblick, wo der Vater eintrat, wurde mir von dem Neuen, das ich erlebte, ganz beklommen zu Mut. Und nun trat er ein im schwarzen Talar mit dem weißen Bällchen, keinen Scherz auf den Lippen wie sonst, und kein Wort wurde gesprochen. Dann gingen wie im langem Zuge, die Mutter mit uns Mädchen und den Söhnen zum Gottesdienst, der Pastor ehrfürchtig auf der Straße begrüßt; viele Dorfleute, sonntäglich gekleidet, das Gesangbuch im Arm, hatten wir schon vorübergehen sehen von Fenster aus beim ersten Glockenläuten. Wir saßen für uns im Pastorgestühl. Das Innere des Kirchenraumes steht mir nicht mehr vor Augen, mehr der Zugang, ein steinerner Fliesenflur mit verdunkelten alten Ölbildern verstorbener Pastoren, und das gab schon ein Atemanhalten vor dem Eintritt in die helle Kirche.

Sehr interessant war mir das Herumgehen des Klingelbeutel, vom Küster an langer Stange gereicht, und noch jetzt erinnert mich da wo es noch Sitte ist in den Kirchen, diese Zeremonie an meinen ersten Kirchgang in Rüdersdorf. Die Abendmahlsfeier, die am ersten Ostertag sich an die Predigt anschloß, hätte ich gern noch erlebt, als etwas noch Wunderbareres, wir wurden aber vorher nach Haus geschickt. -

Am zweiten Festtag erwachte ich morgens von einem großen Lärm, hörte stampfende Füße, laute Kinderstimmen vor der Tür, - Gertrud, neben mir im Bett, lachte dazu, sie hatte mir nicht verraten, daß, nach alter Sitte, sich jedes Jahr ein sonderbarer Osterbrauch abspielte. Plötzlich drang eine Schaar von Dorfbuben und Mädeln ein in unser Zimmer mit großen Rutenbündeln und kampflustigen Gesichtern, stürzten sich auf unsere Betten mit Geschrei: "Osterstiepen, Osterstiepen!" und hieben kräftig zu; dafür bekamen die Unholde nachher noch bunte Eier und große Stücke Osterkuchen in ihre mitgebrachten Körbe.

Der Duft der Feststollen war schon durchs ganze Haus gezogen, kam uns schon süß entgegen bei unserer Ankunft; oben in der Konfirmandenstube lagen sie auf den Riesen-Backblechen, braun und Zucker bestreut, von einem märchenhaften Format für ein Stadtkind, das nur das sparsame Kuchenholen beim Konditor kannte, etwas was selten genug vorkam in unserem Hause. Und nun diese Fülle für einen sehnsüchtigen Kindermagen. Da ich mich dann, wie das Kind im Märchen, so schnell und kräftig wie möglich durch den großen Kuchenberg essen wollte, lag ich schon in den ersten Tagen im Bett, hatte Leibweh und Heimweh eng verkettet, und Gertruds Mutter, die viel jüngere Schwester der Berliner Tanten, diese liebe gütige Frau Pastor, hatte ihre Not, um mich mit Kamillentee und mütterlichem Trösten wieder zurecht zu biegen.

Ich sehe sie vor mir in ihrer Zartheit mit dem feinen Lächeln, im rechten Gegensatz zu dem großen starken Mann mit dem ausgeprägten Gesichtszügen. Immer sorglich mich beschützend, besonders da wo es am Nötigsten war, vor den großen Jungens, den Brüdern, die lärmend und freiheitsdurstig zu den Ferien aus der Berliner Pension heimkamen; besonders Hans, der Jüngste, der Lustigste, hatte seine Freude daran mich zu necken, und die Anderen stimmten ein. Sie waren überhaupt böse Buben, brachten uns das Kartenspiel bei um Geld; heimlich auf dem Boden geschah's, auch gegen das Gebot der Feiertagsheiligung. Da hockten wir mit ihnen vom Spielteufel erfaßt, den das Kreuz auf der Pfarrhausschwelle nicht verjagt hatte.

Das Pfarrhaus lag an breiter Landstraße, weinumrankt mit einem Vorgarten und großem Blumen-, Gemüse- und Obstgarten. Dies allein bedeutete für mich schon ein großes Glück; gegenüber lag ein Waisenhaus, dessen Insassen, Mädchen und Knaben, bis zum 14. Lebensjahre, in ihrer groben Kleidung, ihrer strengen Erziehung und ihrer Elternlosigkeit mich dauerten, besonders die ganz Kleinen. Ich kannte sie allmähig alle mit Namen, ein kleiner lahmer Junge hieß Jülicher, - ich sah ihn nach 50 Jahren wieder als Professor der Theologie in Marburg.

Das Dorf lag auf dem hügeligen Gelände der Rüdersdorfer Kalkberge, daher auch die reiche Pflanzenwelt in dem nahen Waldteil; es kamen damals grad aus dem braunen trockenen Buchenlaub die ersten Veilchen hervor, und mit diesen Veilchen erlebte ich meine erste Kinderliebe. Es pflückte sie mir ein 14jähriger Junge, er hatte große hellgraue Augen in klarem Gesicht, wohnte mit Mutter und Geschwistern als Sohn des verstorbenen Berghauptmanns von Milensky in der Nähe des ihm befreundeten Pfarrhauses. Er hieß Stanislaus, wurde aber abgekürzt "Stasch" genannt; unsere Begegnung fing an wie eine zarte Stormnovelle, eine erste kindlich süße, törichte Liebelei wurde es, die zwar nach der Trennung und traurigem Abschiednehmen von diesem Ferienglück, weiterging, doch nur in der Ferne, nicht mehr in Rüdersdorf inmitten von Waldluft und Veilchenduft. Wir mußten beide zurück nach Berlin, wo er in einer Pension war. So jung waren wir noch, und doch hatte uns diese Freundschaft beide stark erfaßt, sie zu zärtlicher Liebe gewandelt, ohne daß ein Wort sie ausgesprochen, während wir beisammen waren. Erst ein Brief für mich beim Schuldiener abgegeben, heimlich gelesen, sprach davon. Er begann mit den Worten von Schillers Don Carlos an die Königin: "Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber, königliche Hoheit! so möchte ich auch zu Ihnen sprechen, geliebte Manon" und weiter ging es: "die schönen Tage von Rüdersdorf. Ich fand diesen Anfang wunderbar und alles, was noch kam aus dem heißen Knabenherzen heraus; ich war sehr stolz und sehr glücklich. Aber wir sahen uns nicht, nie ein heimliches Auffordern dazu. Einmal, als ich auf dem Balkon stehend ihn auf der anderen Straßenseite langsam auf- und abgehen sah, wäre ich so gern heruntergelaufen, ach, wie dumm war man doch damals und wie eingeschnürt mit seinen 12 Jahren schon in strenge Moralgesetze. -

Und so gab ich, heimlich darüber weinend, alles auf, was uns hätte zur Freude werden können; ich las wohl die lieben kleinen Briefe, die er mir wieder und wieder in die Schule schickte mit eingelegten getrockneten Blumen, mit hübschen Bildern, schrieb ihm aber nie einen Dank.

Und doch fühlte ich so stark, daß etwas Neues in mein Leben gekommen war, ein mich so beherrschendes Gefühl, welches mir die Tür zuschloß zu meinem bis dahin geliebten Kindereich. Meine Puppen sah ich kaum noch an, meiner Freundin Gertrud entfremdete ich mich, denn sie wurde Moralpredigerin, fand es verwerflich solche Briefe anzunehmen; nur vom Fenster aus sah ich den Spielen der anderen Kinder noch zu, sonst ihre Anführerin; riefen sie mich, schüttelte ich nur den Kopf, und weil ich nicht wußte, was mir eigentlich war, weinte ich mich aus. Am liebsten wäre ich mit meinem Kummer zu meiner Mutter gegangen, war aber zu scheu, davon zu sprechen. Dann kam mir der Gedanke, daß mir vielleicht aus den Büchern der Erwachsenen ein Trost kommen könnte; auf dem Schreibtisch stand ja der in Blau und Gold eingebundene Schiller, ja, der Don Carlos, aus dem Stasch die Worte des Briefes abgeschrieben, mußte darin sein; ihm sollte ich mir holen. Aber ach, ich las und las, und fand doch nicht, was ich suchte, ich stellte ihn wieder an seinen Platz zurück.

Dann wird allmähig alles dieses Kinderleid verblaßt sein. Einmal sahen wir uns noch in Rüdersdorf wieder, erst nach längeren Jahren; da war er schon Medizinstudent auf der Militärakademie, doch sind mir keine so leuchtende Erinnerungsbilder geblieben. Neue Menschen waren in unser Leben getreten, im nächsten Pastordorf war ein neuer Pastor eingezogen mit Frau und mehreren Töchtern, alle Spiele gingen in großem Kreis vor sich, ich mochte ihm nicht sagen, wie schwer es mir damals geworden, ihm nicht danken und antworten zu dürfen, zu sagen wie lieb ich ihn gehabt. So war der Schluß der Stormnovelle nicht so schön wie der liebliche Umfang es versprach.

Als ich vor 15 Jahren in der Zeitung las, daß Generalarzt Milensky sein 50jähriges Doktorjubiläum in Frankfurt gefeiert hätte, da wurden die Fäden noch einmal angeknüpft; ich schickte ihm einen Glückwunsch,

bekam einen sehr herzlichen Dank, und seitdem flogen öfter Grüße zwischen uns hin und her, und schließlich gab es noch ein Wiedersehen nach einigen 50 Jahren, ein recht seltsames in der Bahnhofshalle des großen Frankfurter Bahnhofes; aber Bahnhöfe erleben ja viel Seltsames an Begegnungen aller Art. Eine kurze Wegstrecke des Miteinandergehens in junger schwärmerischer Freude war es gewesen, nun standen wir uns gegenüber, als alte Leute, mitten im lauten Bahnhofsgetriebe im vorbeihastenden Gegenwartsstrom, und doch die leise Melodie der Vergangenheit hörend. -

Ich hätte unter der Menge meinen kleinen Freund wohl nicht erkannt, er aber trat mit einem Veilchenstrauß auf mich zu, ohne verabredetes Kennzeichen, hatte er mich sofort herausgefunden, das Jugendbild gleich in mir erkannt, wie er sagte. Als er mir die Veilchen gab, sagte ich, ich konnte gar nicht anders: "Rüdersdorfer Veilchen." Und damit war gleich eine Brücke geschlagen von der Gegenwart zur Vergangenheit, vom Alter zur Jugend, und die erste Fremdheit schwand schnell; wir saßen eine Stunde zusammen im Wartesaal bei einem Glas Wein, es gab viel zu fragen und zu erzählen. Er hatte die Tochter aus dem nahen Pfarrhaus geheiratet und lebte als Witwer mit seiner Tochter und seinen Enkeln in Frankfurt zusammen. Später führten uns unsere Reisewege an Marburg und Frankfurt vorüber zu manchem Wiedersehen; schade daß unsere gemeinsame liebe Freundin aus Rüdersdorf nicht dabei sein konnte, nur unsere Grüße gingen zu ihr; wie schön wäre es gewesen, noch einmal ein letztes freundliches erinnerungsreiches Erdengespräch zu haben. Wer von uns dreien wird droben zuerst Quartier für die anderen beiden bestellen?

In dieser Zeit meiner ersten Jugendfreundschaft gestaltete sich in meinem Elternhause manches anders. Die wirtschaftlichen Nöte machten es notwendig, daß wir Pensionäre ins Haus nahmen.

Der erste neue Hausgenosse war schon ein selbständiger junger Mann, ein Pole aus der Polackoi, hieß Max Ibleiber, weder sein Name noch er selbst gefielen mir; seine Sprache mit dem Fremddaccent war hart und stotternd, er hatte schwarzes fettglänzendes Haar über der von Ausschlag entstellten Stirn. Als meine Mutter, beim ersten Mittagessen, ihm den gefüllten Teller reichte, nahm er ihn ihr nicht ab, sondern sagte: "Bitte, rrecht viel, Madame!" Als nach einem Jahre seine Studien beendet waren, enthüllte er seinen Eltern den Plan, mich nach Polen mitzunehmen als Spielgefährtin für seine kleine Schwester; es würde dann für meine Erziehung und alles sonstige ein paar Jahre gesorgt sein. Jetzt haßte ich ihn; meine Eltern aber widerstanden der Versuchung, sich durch ein solches Angebot ihre schweren Sorgen zu erleichtern. Ich war glücklich darüber, denn ich hatte schon die ganze Bevölkerung Polens nach Max Ibleibers Gestalt vor mir gesehen, und die Mädchen alle, nach unserer polnischen Köchin Beispiel, in Rohheit versunken, denn sie hatte, als unser geliebter kleiner Kanarienvogel gestorben war, und die ganze Familie traurig um den Käfig herumstand, mitten hinein mit ihrer rauhen Stimme gefragt: "Schmoren wir ihn am Abend?" -

Und noch einmal aus Polen, wohl auf Empfehlung des Heimgereisten, kam der Nachfolger, ein Sohn deutscher Eitern (die Mutter war Polin), ein frischer kräftiger Junge von 16 Jahren, kindlich freundlich; er sollte, wie sein Vater, Maurermeister werden. Die ganze Familie steckt, abgebildet, noch in meinem alten Fotografie-Album; die polnische Mutter in schönster Aufmachung, die sehr zu Frankreich neigte und im deutschen Lande wohl alles zu schlicht fand; die beiden Töchter, ungefähr meines Alters, Maritzka und Zefiechen und das Karlchen, schon als künftiger Maurergeselle mit Lederschurz und Maurerkelle. Ein altes Fotografie-Album, wie bringt es uns die Vergänglichkeit unserer Neigungen und Freundschaften vor Augen; wieviele Bilder darin von Menschen, denen wir anhängen, die uns Werte und Melodie des Lebens waren, lebendiges Glück, und nun sehen sie uns an wie Tote, ob sie auch irgendwo noch leben; nur ihre Namen klingen noch schwach an unser Ohr. Oder sollte es anders sein? Sollten die Hände, die wir einmal für Monate, Jahre in den unseren gehalten, doch an uns geformt haben, uns unbewußt? So weich sind wir ja noch in der Kindheit und Jugend. - Diese Schäfer-Familie hat es jedenfalls nicht an mir getan. Aber ich ging doch gern den weiten Weg zu ihnen hinaus, sie waren in Berlin seßhaft geworden, hatten sich ein schönes Eigenheim gebaut mit Garten, und auf dem Hof stand ein Maulbeerbaum mit süßen Früchten; ich bewunderte auch die neue Pracht im Hause, insbesondere die grünen Glasgriffe an den Türen.

Da sie den Sohn nun zu sich nahmen, brauchte das Zimmer einen neuen Bewohner; er kam als Sohn des Gutsbesitzers von Ammon auf Britz bei Eberswalde, nahe bei Berlin. ich weiß so deutlich, wie neugierig wir waren, Gertrud und ich, als wir ihn erwarteten. "Adelig" sein spielte damals eine große Rolle bei uns; unsere Papierpuppen hatten alle feudale Namen, waren Barone und Grafen und Prinzessinnen königlichen Geblüts, ein Kind unserer Zeit würde das kaum begreifen. Also lagen wir auf der Lauer, als das stattliche Gespann vorfuhr, und der hübsche Junge, ein paar Jahre älter als wir, ausstieg. Fein wie Milch und Blut, mit Kraushaar wie ein reifer Roggen, und der Name Hans gefiel uns auch gut. Zu einer Befreundung kam

es nicht, da er aus irgend welchen Gründen nicht lange bei uns blieb, vielleicht als einziges verwöhntes Kind sich nicht hineinfinden konnte in unsere einfachen bürgerlichen Verhältnisse; aber die Beziehungen seiner Eltern zu den meinen waren und blieben sehr lebendig.

So manches Jahr, meist zur Winterzeit, waren wir auf dem großen Gut zu Gast, das an einem See lag, so traurig bedeutungsvoll für die Zukunft. Ein Schlitten holte uns ab von der Bahnstation, und mit Schnelligkeit fuhren wir durch den weißen Winterwald; ich durfte dann auf dem Bock sitzen und wurde von dem Kutscher ehrerbietig "Gnädiges Fräulein" angeredet, diese Situation gefiel mir, aber ich hatte außerdem Augen für die Welt um mich her; war es doch ein Wintermärchen für ein Großstadtkind.

Am ersten Weihnachtstag war es einmal, daß wir ein seltsames Fest feierten, nach altem nordischen Brauch, den Julklap, für alle Gäste eine Überraschung. Gegen Mitternacht ein lautes Gepolter in der Vorhalle, die Tür fliegt auf und mit dem Gebrüll - "Julklapp" ein riesenhaftes Paket herein; der Name eines der Gäste steht oben auf dem Zettel, es wird geöffnet, und ein neues eingewickelttes Paket enthüllt sich, einen anderen Namen obenauf tragend; aber auch dieser Besitzer muß es enttäuscht weitergeben und so weiter und immer weiter, jeder in der hochgespannten Erwartung, ob er nun wohl als letzter der Glückliche sein wird. Schließlich ergibt sich ein Allgemein-Päckchen mit Süßigkeiten und lustigen Pfefferkuchen-Figuren, von einem Gedicht begleitet.

Eine Sylvesterfeier, die wir in einem Jahr dort erlebten, hatte mir einen tiefen nachhaltigen Eindruck gemacht. Es ging der Mitternacht entgegen, als Gesang von Kinderstimmen, geführt von einer tiefen Männerstimme, vor dem Haus erklang; es war der Lehrer mit seine Schulkindern, Buben und Mädchen, die ein geistlich Neujahrslied sangen. Sie wurden dann herein geholt und ihre rot verfrorenen Hände mit Nüssen, Äpfeln und Pfefferkuchen gefüllt. Eines der großen Mädchen trat dann vor die Gutsherrin hin, und mit gefalteten Händen sagte sie einen Spruch, zum Gruß an das neue Jahr und dem Wunsch für seinen Segen. - Als es 12 Uhr schlug, trat auf die Schwelle der Verandatür eine pelzvermummte Gestalt, derben Schrittes, der Dorfnachtwächter; er stampfte mit seiner Picke auf und rief: "Hört ihr Leute und laßt Euch sagen - " und, nach Beendigung des Spruchs, verkündete er Glück und Segen in schönen Reimen, die wohl der Herr Schullehrer für ihn gedichtet hatte, denn der war noch stehn geblieben, als seine Kinderschar schon gegangen. Es wurde Punsch heiß in die Gläser gegossen, Nachtwächter und Lehrer bekamen eins in die Hand und stießen mit uns allen an. Lang hörte man noch das Horn blasen auf dem Weg durch die stille Dorfstraße.

-

Seit ich diese Feier zum ersten Male erlebte, ist um die Neujahrsnacht für mich eine geistige Weihe geblieben. Als es darauf, im nächsten Jahr, wieder Sylvester war, und man mich zu Haus zu Bett schicken wollte, weil ich so einsam dasaß mit müden Augen in einer Sofaecke, während meine Eltern und Brüder beim Kartenspiel waren, um sich die Zeit bis Mitternacht zu vertreiben, wanderten meine Gedanken zurück zur schönen Sylvesterfeier auf dem Gut. - Ich hatte mir ausgedacht, ans Fenster zu gehen, wenn das neue Jahr vom Himmel käme, mit Flügeln dachte ich wie ein Engel; so hatte ich es in Peter Hebels Gedichtbuch gelesen, mit Flügeln, aber auch mit einem großen Gabensack. Es kam nicht, es war ja auch nur ein Stückchen Himmel zu sehen über den hohen Häusermauern.

Doch auch später, als ich schon wußte, daß Gott der Herr nicht selbst die große Zeitenuhr aufzieht, daß wir Menschen die Zeit bestimmen, daß kein Engel hernieder schwebt mit Glück und Segen für die Erde, hat die Neujahrsnacht ihren Zauber behalten in ihrem geheimnisvollen Kommen, mit Lächeln und Wehmut.

Nach vielen Jahren, in einer Mond hellen, frostkalten Neujahrsnacht, da ist der junge Hans von Ammon herunter gegangen zum See mit Schlittschuhen, von seinem Hunde begleitet, zu diesem See, den er als Kind schon so geliebt mit seinem glasklaren grünen Eis, durch das hindurch die Schlingpflanzen vom Grunde aus schimmerten; ich hatte es auch schauernd gesehen unten in der Tiefe. - Und dann ist er nicht wiedergekommen, sein Hund hat den suchenden die Spuren gewiesen zu dem Einbruchsloch im Eise. Er war der einzige Sohn, das einzige Kind. - Meiner Mutter Erzählung fiel mir dabei wieder ein von ihrer er-trunkenen kleinen Schwester, die auch die langen grünen Haare der Wassergeister da unten im See festgehalten.

Noch einmal wurde meinen Eltern ein junger Mensch anvertraut, noch ein Kind, so alt wie ich im zwölften Jahre. Das war ein Vetter von mir, dem die Eltern früh genommen waren. "Herrmann zur Megedel hieß er, ein Oberförstersohn aus Neustettin.

Der Vater, ein heftiger jähzorniger Mann, soll sich den Tod getrunken haben, als er, glühend heiß vom Felde kommend, wo er zugegriffen beim Heu-Einfahren, um es vor drohend heraufziehendem Gewitter zu bergen, ein Glas kalten Brunnenwassers heruntergestürzt. Drei Tage danach starb er an einer Lun-

genentzündung. Die Mutter ging an diesem Kummer zu Grunde; ich habe sie gut in der Erinnerung, die junge schöne bleiche Frau, die jüngste Schwester meiner Mutter, ich sehe sie, wenn wir sie in Charlottenbur besuchten, am Fenster sitzen. Damals mietete man in dem noch stillen, grünen Vorort Berlins eine Sommerwohnung, um der Großstadt zu entfliehen, so wie man jetzt in die Berge reist oder ans Meer. Ihr konnte nichts mehr helfen, eine erschreckende Blässe lag auf dem Gesicht, die noch besonders hervortrat, weil dicke schwarze Flechten es umrahmten. Es war der nahe Tod, den ich wohl spürte, denn ich fürchtete mich sehr vor dem Anblick. Vor ihr auf einem Tisch stand immer ein hellgrünes schön geschliffenes Glas mit Wasser, die durchsichtigen Finger umschlangen es dann so eigen, so durstig. -

Das ist so seltsam an Erinnerungen, daß sie an Augenblicksbildern haften und an so vielen Dingen, Menschen, Begebenheiten vorübergehen, nichts mitnehmen von ihnen, was eigentlich Bedeutung hätte für unser Leben. -

Der kleine Herrmann wurde mir schnell ein guter Spielkamerad, um so schneller schloß ich mich wohl an ihn an, da ich die Freundin, meine liebe Gertrud, um diese Zeit verlor, die ins Elternhaus zurück mußte, weil die kranke Mutter nach ihr verlangte; nur ein eifriger Brietwechsel blieb uns als Ausgleich für die Trennung.

Es war, als brächte dieser rotblonde Bub mit dem dunkelblonden lockigen Haar von der Waldluft mit, die ihn seit seiner Geburt umweht hatte; alles war frisch an ihm, Stimme und Wesen, und aus den blauen lachenden Augen kam Lebenslust. Der Verlust der Mutter schien ihn nicht ins Herz getroffen zu haben.

Eines Abends kam er an, trat ein mit einem großen Kasten unter dem Arm, den er zu hüten schien wie ein Heiligtum; es war sein Lieblingsspielzeug, das man ihm mitgegeben, damit er nicht Heimweh bekäme nach dem nun für immer verlassenen Walde. Da waren Bäume, ein Forsthaus, Jäger, Jägerburschen, Tiere, Holzknechte, die gefälltes Holz aufbauten, grüner Moosboden mit Blumen und Pilzen, Mägde, die Kühe melkten, Hirsche, Rehe, Hasen, Füchse, eine ganz andere Welt für mich Großstadtkind; wir bauten sie jeden Tag mit immer gleicher Freude neu auf, wir waren überhaupt sehr friedlich miteinander, auch im Heranwachsen, als er, ein großer Vetter geworden war, bei uns noch wohnte, sein Jahr abdiente und später Bankbeamter wurde. -

An keines der Kinder der großen Spielschar in den Höfen hatte ich mich angeschlossen, hatte nur das Kommando über alle bei den Spielen. Ein einziges Mädchen, Ida hieß sie, mochte ich leiden für öfteres enges Zusammensein, sie tat mir leid, sie hatte eine sehr junge Stiefmutter, über die sie klagte, ihrer toten Mutter gedenkend, und wenn sie traurig war, erzählte sie traurige unheimliche Geschichten; manchmal legte sie sich lang an die Erde und sagte, sie wäre tot, zog ein kleines Messer aus der Tasche, das sie sich ins Herz stieß, und wenn wir sie angstvoll umstanden, sprang sie plötzlich auf und lief uns mit offenen Messer nach.

Ihr Vater war auch Eisenbahnbeamter an der Hamburger Bahn. Ich war gern in ihrem Haus, sie verkehrten mit so vielen Menschen, wieder ganz anderer Art, als meine Eltern, seltsamen, wie der Musiker, der weit draußen lebte, den sie ab und zu in der Sommerzeit besuchten. Er war ein bekannter Komponist von Klavierschulen und Etüden, hieß Zogbaum.

An den ersten Besuch bei ihm denke ich gern zurück, obgleich der Weg weit war dorthin, wo er seinen kleinen Landsitz hatte, ein weiter und häßlicher Weg über Moabit hinaus führte hin. Ein niederes Haus stand geduckt in einem Obstgarten, rund herum lag weites Wiesenland, darauf viele Ziegen weideten mit jungen Lämmern, weißleuchtend auf dem Grün. Sie beschnüffelten uns neugierig, als wir ankamen; aus den Fenstern drang Musik, Geigentöne, dann Klavier, wir konnten ruhig stehen und zuhören, niemand kam, der uns begrüßte. Er selbst, der Hausherr, erschien nie gleich, um seine Gäste zu empfangen. Später trat er aus dem Haus, in einem langen sonderbaren Rock, sein Gesicht ist mir nicht in Erinnerung geblieben, mehr seine ganze Erscheinung und seine unpersönliche Art mit den Menschen umzugehen. Er ließ die Frauen unter seinen oft zahlreichen Gästen den mitgebrachten Kaffee in der Küche kochen, uns Kindern strich er freundlich übers Haar und verschwand dann wieder in seinem Musikzimmer. Ein alter Knecht mit einem Kropfhals, einem roten Tuch darum, melkte die Ziegen, gab uns von der Milch zu trinken und wurde böse, wenn wir uns weigerten, weil Geruch und Geschmack uns unangenehm waren; dabei nahm er so drohende Mienen an, stieß unverständliche Worte heraus, daß wir sie doch schluckten aus Furcht. -

Ein anderer Sonntagsbesuch, der sich zum Glück öfter wiederholte, galt einem Bahnwärter an der Hamburger Strecke. Er hatte ein richtiges kleines Haus am Waldrand sich gebaut, das er nur mit seinem Hund bewohnte; er strahlte vor Freude, wenn so ein Vorgesetzter ihn besuchte. Nach dem weiten Weg, den wir von einer Haltestation bis zu ihm machen mußten, schmeckte dann der Kaffee so gut zum mitgebrachten Kuchen; nach dem letzten Schluck liefen wir Kinder, Ida hatte noch zwei Schwestern, in den Wald hinein.

Wenn das Nahen eines Zuges das Signal gab, eilten wir hastig zum Bahnwärterhaus zurück, weil Herr Hahne-mann dann mit seiner Fahne herauskommen mußte, und das tat er so komisch, wohl uns zum Spaß, das Strammstehen mit Gesichterschneiden, daß es für uns Kinder zum Vergnügen dieses Besuches gehörte.

Mit Kränzen im Haar kamen wir jedesmal heim; Blumen gab es in Fülle auf der großen, vom Walde eingerahmten Wiese. Und dieser Wald war so hell, so froh! Die Sonne schien tief hinein durch die Kronen und Wipfel der weiträumig stehenden Bäume, gemischt aus Buchen, Tannen, Birken; der Untergrund auf leichtgewelltem Boden mit seinen Büschen, Gras, Moos und Beerenpflanzen hatte Licht und Luft, daß ein Leuchten auf ihm lag. Weglos konnten wir hinein laufen, wohin es uns lockte.

Viele Wälder sah ich in meinem Leben seitdem im deutschen Land, herrliche, ernste dunkle, oft wie mit eigenen finsternen Mauern sich abschließend von der übrigen Welt und keinem Raum für einen Weg lassend, daß man nur auf breiter Straße sie durchqueren konnte, oder an ihren Rändern entlanggehen. Und lese ich von den Wäldern des Ostens, ihrer Undurchdringlichkeit, ihren eingebetteten geheimnisvollen Seen, düsteren Mooren, über die der Klageruf des Totenvogels zieht, fremdartige Tierstimmen hallen, - wie steht daneben das Waldbild meiner Kindheit so lachend hell, immer im Zauber von Sommer- und Frühlingszeit nur gesehen, im weißen Winterkleide nie. Wer hätte damals daran gedacht, im Winter hinaus zu fahren, die reinen weißen Kristalle, die in den Großstadtstraßen zu breiigem Schmutz sich wandelten, als flimmernde Sterne auf Tannenbäumen zu sehen. -

Und der arme kleine Junge, der Vetter Herrmann, von dem ich eben erzählte, sah diesen Wald nie, so sehr er danach verlangte. Ein Onkel, Bruder seiner verstorbenen Mutter und meiner Mutter, war sein Vormund geworden, der lud ihn jeden Sonntag ein. Und wie heißt es doch im Busch-Vers? "Wer im Dorfe oder Stadt einen Onkel wohnen hat, der sei höflich und bescheiden, denn das mag der Onkel leiden." -

Daß man lieber einen armseligen Bahnwärter im Waldrevier besuchen möchte, Welch eine anmaßende, unbescheidene Entschuldigung für ein Ausbleiben wäre das gewesen. Das stattliche Haus dieser Verwandten lag im Zentrum Berlins; erbaut war es von den Vorfahren, als Privatbesitz, mit weiträumigem Treppenhaus, nur für die eigene Familie bestimmt, - jetzt war es rings herum umbaut von großen Geschäftshäusern, das unterste Stockwerk zu glänzenden Läden eingerichtet.

Der Onkel war der Krösus der Familie. Meine Eltern hatten besondere Pflichten der Dankbarkeit dort zu erfüllen, war man doch freundlich bereit, aus der Not zu helfen. Ich glaube, dieses "Dankbarsein-müssen" war etwas, was mich reizte zur Undankbarkeit, mich unwillig machte zum Mitgehen, wenn es hieß: heut müssen wir zu Onkel Rudolf und Tante Julie; ich beneidete den Vetter Herrmann nicht um das Sonntags-Mittagessen mit all seinen Feinheiten und den Spielen mit den Kindern dort, auch wenn er beim Heimkommen Schätze von gewonnenen Süßigkeiten mitbrachte.

Im Hause wehte eine so kalte strenge Luft, als Geist von Generationen, die darin schon gelebt in immer vermehrtem Reichtum, in der strengen Korrektheit jener satten Bürgerlichkeit. Selbst Kinderaugen und Sinne spüren den Hauch, der durch Menschen und ihre Räume geht. Halb zog er mich an, der Glanz, der auf allem lag, auf den blanken Parkettfußböden, daß man kaum aufzutreten wagte mit den Straßenschuhen, auf dem ganzen vornehmen Hausrat, wie zur Paradeaufstellung geordnet, ohne jedes kleinste Spiel freundlicher Unordnung, ohne ein Zeichen der Benutzung. Kam man, öffnete das blitzsaubere Hausmädchen die Tür, kühl, wie der Ton des Hauses, ihr Empfang, nie ein Wort mehr als - "Frau Rätin läßt sie bitten" - wenn sie zurückkam, den Besuch gemeldet hatte.

Und Frau Rätin, ein kleines verkümmertes Persönchen, saß dann auf dem roten Plüschsofa, tadellos angezogen in gutem alten Stil, einen Brillantring auf dem Zeigefinger der rechten mageren Hand; sie empfing meine Mutter freundlich nach vielem interessiert fragend, da sie selbst in ihrer körperlichen Behinderung wenig in die Welt hinauskam.

Ich, so ein Anhängsel, setzte mich dann meist ans Fenster und sah auf das Leben und Treiben dieses Hauptgeschäfts-Stadtteiles am Hausvogteiplatze. Damals stand noch, wie ein Gespenst der Vergangenheit, jenseits des Platzes, der sogenannte Bullenwinkel, ein verdeckter Verbindungsweg aus alten Mauerresten zur Jägerstraße, durch dessen Dunkel ich ungern hindurchging, wenn ich allein den Besuchsgang machen mußte.

Am zweiten Fenster saß gewöhnlich, als armer Gast, ein älterer Bruder der Tante Julie, ein alter Junggeselle, auch auf die Straße starrend, nur ab und zu nach der Uhr schauend, ob seine übliche Stunde des Fortgehens schon herangekommen. Diese Uhr, nach der er sah, war der einzige Gebrauchsgegenstand im Hause, den ich liebte. Unter einer hohen Glasglocke, so hoch in Wirklichkeit vielleicht nicht, wie sie mir als Kind erschien, fuhr, wie auf Wolken, ein goldener Wagen mit bäumenden Rossen, Gott Apollo lenkte ihn;

das vordere Rad trug das Zifferblatt der Uhr, ganz herrlich war's anzusehen. -

Einen Versuch, die Kinder zu sehen, machte ich nie, so gern ich es getan hätte, ich war ein richtiger Kindernarr, - aus dem großen Geviert unseres Häuserblocks holte ich mir immer einige Lieblinge, ich soll nie ohne zwei an der Hand gesehen worden sein. Doch diese armen Kinder hockten immer in der hintersten Gegend des Hauses in einem düsteren Hofzimmer bei einem Kindermädchen. Um dahin zu gelangen, führte der Weg durch einen langen Saal mit vielen Fenstern, den Speisesaal. Dunkelgrau war er und blieb er, und die riesigen weißen Hirschköpfe mit ihren Geweihen als Verzierung an den Wänden hatten dort ein ewiges Leben. An der Mittelwand türmte sich ein schwarzes Buffet fast bis zur Decke reichend, reich mit Kristall und Silber bestanden. Hier fanden die Familien-Geburtstags-feiern von Eltern und Kindern ihren Höhepunkt in festlichen Genüssen; im Herbst entzückte mich der Anblick der hochaufgebauten Kristall-Obstschalen mit erlesenen Weintrauben.

Als spät noch ein kleines Mädchen zur Welt und in diese Welt hineinkam, blühend und schön wie ein Engelchen trotz des verkrümmten Körpers der Mutter, mehr Erbin der väterlichen äußerlichen Vorzüge, und eine famose Spreewälder Amme in ihrer bunten Tracht es manchmal hereinbrachte in die kalte Atmosphäre der vorderen Räume, wars als käme der Frühling in Person herein. -

Und doch war, gegen den Anschein, Güte und Liebe da. Ich durfte es beglückend merken in späteren Jahren, als mir aus diesen Händen die Möglichkeit kam zu einer Reise an den Rhein, nach Bonn und Bad Ems, wo der geliebteste Mensch der Erde als Kranker weilte, das will ich nie vergessen. -

Viele Verwandte auch mütterlicherseits sind mir wohl als Gestalten in Erinnerung geblieben aus der Kinderzeit, die in Berlin lebten, die man bei Familienfeiern sah, doch eben nur zu flüchtigem Begegnen; die beiden viel älteren Schwestern meiner Mutter, liebe gütige Damen mit Hauben oder schwarzen Spitzen-Haargarnierungen über den grauen Scheiteln, sie waren früh Witwen geworden, Tante Emma Neumann und Tante Pauline Peters an Kaufleute verheiratet, und diese beiden Schwiegersöhne von so großem und phantastischem Unternehmungsgeist, daß das mitgegebene Vermögen voll verloren ging, und die Frauen nach dem verwöhnenden Leben im Elternhaus, ein Beruf ergreifen mußten zu ihrer und der Kinder Erhaltung; zu damaliger Zeit eine ungeheure Aufgabe; die Tante Pauline hatte eine Badeanstalt übernommen, sie hatte für viele Kinder zu sorgen. Vom Leben der anderen weiß ich nichts. -

Hier möchte ich noch die Erinnerungen zufügen, die ich an die zwei nicht in Berlin lebenden Schwestern meiner Mutter habe, an eine ältere, und die jüngste, beide so verschieden in Wesen und Persönlichkeit und in ihrer Bedeutung für mich.

Die junge Tante Anna war in Schwerin verheiratet mit dem Hofkellermeister des Großherzogs Fritz Wöhler. Man lebte dort im großen Stil, im eigenen Haus, das ganz durchduftet war von Wein, denn in der Eingangsdiele zu ebener Erde lagerten die großen Stückfässer edelsten Trankes; damals trank man in Norddeutschland fast nur französischen Rotwein, "Rotspohn" wie es hieß, wenn auch, bei festlichen Gelegenheiten, schwere Rheinweine gereicht wurden.

In der Straßenfront lagen nur die Wohnräume, eine Flucht von Zimmern, durch Portieren getrennt; die Schlafzimmer, Gastzimmer, Kinderspielräume und Küche im anschließenden Seitengebäude, man mußte zu ihnen ein paar Stufen heraufsteigen, war mir, als Sonderbarkeit, so gut gefiel.

Das alte Kindermädchen Dörten, das die Aufsicht über das Kinderreich hatte, ein Sohn und zwei Töchter waren da, später noch ein drittes kleines Mädchen - brachte uns die kleineren Mahlzeiten auf das Zimmer, und es schmeckten mir die belegten Brötchen und die Milch so gut als Abwechslung vom trockenen Schulfrühstück; überhaupt schien mir dieser ganze Lebenszuschnitt sehr annehmbar, auch in der Kleidung der Kinder.

Meine liebe Mutter hatte mich aber für diese Reise auch schön gemacht, während sonst nur aufgefärbte Stoffe mein Teil waren - ihr Alter und ihre Düsterei war aufgehellt durch aufgedruckte Sternchen oder Halbmonde in Weiß oder Grün, was sie ganz freundlich machte. Die kleinen Mädchen aber gingen sehr elegant nach neuester Mode gekleidet. Da die Stadt an einem großen See lag mit an-grenzendem weiten Schloßpark, hatten wir guten Auslauf für unsere Spiele; das Spielen mit Schnecken war uns immer das Liebste.

Ich hatte den Onkel Fritz lieber als die Tante, er war von hoher Gestalt, dunkler Gesichtsfarbe, hatte eine gebogene Nase, einen schmallippigen Mund, der mit eigentümlichen zuckenden Bewegungen jeden Humor-Ausbruch voraus ankündigte; dazu sprach der Onkel Plattdütsch, das ich so gern hörte und auch gut verstehen konnte, weil mein Bruder Hans als begeisterter Reuter-Freund aus seinen Geschichten vorgelesen. Aber Frau Kommerzienrätin liebte die bäurische Sprache nicht; sie saß beleidigt da oder wies viele seiner

wohl etwas schleierlosen Bemerkungen tadelnd zurück. Er nahm das lächelnd hin, sah sie zärtlich an und sagte nur: "aber Anning!" Sie war auch hübsch anzusehen, hatte dunkle Augen im bleichen gepuderten Gesicht, trug eine lange dunkle Locke auf die Schulter hängend, wie es die damalige Mode am kleinen Hof war, von Paris importiert. -

Wir machten später noch manches Jahr die Reise dorthin bei der freien Bahnfahrt, die der Vater hatte. Zum letzten Male war's bei der Hochzeit meiner mir gleichaltrigen Kusine Else, einem schönen Mädchen, die ein Herr von Oldershausen, ein Greifswalder Jägeroffizier, sich holte. Die zweite Tochter Margarethe heiratete einen Hauptmann in der Greifswalder Garnison, Hauptmann Detmering. Viele junge Kameraden waren Hochzeitsgäste bei der ersten Hochzeit, und sie sprachen beim Mahl den kostbaren Weinen so bewundernd zu, daß der Jüngste, gerade mein Tischherr, gegen den Schluß von Onkel Fritz abgeführt werden mußte, als er einen Fußfall vor mir machte. Ich steckte in einer Wolke von Tarlatan wie die Morgenröte, da ich vorher als Feuer erschienen war in einer Aufführung, trug weiße Perlen in die Zöpfe geflochten und war neunzehnjährig, das mag zu seiner Entschuldigung gesagt werden. -

Eveline, die ältere Schwester meiner Mutter, lernte ich erst spät kennen; sie blieb unverheiratet, bald hier bald dort lebend, und immer hilfreich eintretend, wo es an Kräften fehlte, doch meist ohne Dank wieder gehend. Sie lebte so ganz in geistigen Interessen, und da diese ihr viel wichtiger erschienen als alles Materielle, so mag es gekommen sein, daß das umsichtige Führen eines Haushaltes, das ganze Hingabe verlangt, ihr nie lag.

In ihrer Jugend soll sie ein Freundschafts- und Liebesverhältnis mit einem jüdischen Gelehrten gehabt haben, er hieß Ferdinand Rieß und ist früh gestorben, ehe es noch zu einer Verbindung kommen konnte. Sie war die Lieblingstochter des Großvaters, mußte ihn oft auf seinen Reisen begleiten, wo sie ihm in ihrer geistig beweglichen gescheidten Art gewiß eine brauchbare Kameradin gewesen ist. Eine schöne Erscheinung war sie, stark brünett, mit den edlen Gesichtszügen, die die Mutter allen Töchtern vererbt hatte. Jugendlich schlank blieb sie bis ins hohe Alter, mit einer stolzen Haltung; das ihr wenig freundlich gewesene Leben hatte sie innerlich und äußerlich nicht zu beugen vermocht.

Ich verehrte sie, als ich alt genug war, eine solche Natur in ihrem Werte zu erkennen; längere Zeit führten wir einen Briefwechsel, uns mehr und mehr kennen lernend. Zuletzt lebte sie in Berlin, von Verwandten unterstützt. Noch mit siebzig Jahren lernte sie italienisch, in der Hoffnung, Stunden geben zu können; soweit kam es natürlich nicht; ihr liebstes Forschungsgebiet war die Sternkunde. Als ich, jung verheiratet, sie einmal besuchte, fand ich sie in einem engen Mietszimmer, ihr kümmerliches Mittagessen auf einem Spiritusflämmchen bereitend; mein Bedauern über ihre Vereinsamung nahm sie nicht an, "ich habe meine Bücher" sagte sie, "den Abendhimmel und die Sterne."

Bei meinem letzten Besuch in Berlin, als sie mit meiner Mutter zusammen wohnte, ließ sie sich mit großem Interesse von unserem Breslauer Leben erzählen, und von meinen Besuchen in den Berliner Museen mußte ich ausführlich berichten. Einmal, als ich in das Kaier-Friedrich-Museum gehen wollte, ihr morgens Lebewohl sagte, sprach sie die Absicht aus, mich zu begleiten; bei ihren 84 Jahren schien mir das bedenklich, und sie ließ sich auch bewegen von dem Plan abzulassen. Als ich Mittags aus der Stadt heimkam, empfing mich unten im Hausflur die Pförtnerfrau mit der Nachricht: "Das alte Fräulein oben bei der Mutter sei bald nach meinem Fortgehen tot umgefallen." Ihr letzter Gedanke war also noch Kunst und Schönheit. -

Eins möchte ich noch erzählen. In einem Sommer, es war im Jahre 1813, hatte sie in einem Dorf bei Berlin eine Sommerwohnung, und zwar in einem ganz alten Landhause in Lankwitz, das Friedrich der Große einem seiner Generäle zum Geschenk gemacht hatte. Eine Rampe führte hinauf zu einem Vorbau und dieser zu einem großen Saal, in dem ein riesiges altmodisches Billard stand, hohe Flügeltüren gingen nach den umliegenden Zimmern. Hinter dem Hause dehnte sich ein Obstgarten weit aus bis zu einer Wiese.

Da kam meine liebe Mutter auf den glücklichen Gedanken, mir und meiner liebsten Freundin Helene einen Ferienaufenthalt dort zu verschaffen. Für wenig Geld wurden wir der Tante Eveline in Pension gegeben zu köstlichen Wochen. Uns beiden unverwöhnten Mädchen schien die Fahrt dorthin eine romantische Reise zu sein, vom ersten Augenblick an, wo eine Droschke vor unserem Hause hielt und uns und unser Gepäck aufnahm zur Fahrt nach dem Bahnhof; ein Bauernfuhrwerk brachte uns dann ins Dorf, dessen ländliche Häuser und Gehöfte um eine kleine rosa-getünchte Kirche lagen.

Tante Eveline stand auf der Rampe wie eine Schloßherrin. Ein großes sonniges Zimmer nahm uns auf. Den Tag konnten wir uns nach Wohlgefallen einteilen, Gartenfreuden, liegen auf der Wiese, Kundschaftswege in die Umgebung. Wir schlossen Freundschaft mit dem jungen Sohn des Besitzers von Gut und Haus, der als

Landschafts-Eleve dort stationiert war und sich vor uns gern als kühner Reitersmann zeigte, auch ohne Sitz auf dem Pferderücken, mit Sporen und Reitpeitsche vor unserem Fenster vorbeispazierte. Ab und zu fanden wir auch Blumen auf dem Fensterbrett. Er war noch sehr grün, denn er erzählte uns mit großer Prahlerei von seiner Tätigkeit, dabei kam es zu einer komischen Äußerung: "Und da, wo ich bin, da ist das Jungvieh." Wir lachten ihn oft aus, ließen uns aber doch seine Ritterlichkeit gefallen.

Eine Schattenseite hatte der Aufenthalt, wir wurden nicht satt. Im Rittersaal, wie wir die Eingangshalle nannten, war zwar der Tisch stattlich gedeckt und die Tante pflegte uns zu rufen - "Mesdames, il est servi." Aber auf dem Tisch stand nur eine schmale Gemüseschüssel mit Kartoffeln, und uns hatte die Landluft den Magen sehnsüchtig geweitet; auch das Abendessen war gering, die kleine Pension reichte wohl nicht aus, manchmal konnten wir es nicht lassen auf Raub in die Speisekammer zu gehen und heimlich eine Schmitze zu erobern. Sie selbst aß so wenig, Geiz war es nicht. - Einmal fanden wir Glückskinder auf einem Weg, den Sommerfrischler zu gehen pflegten, ein Paket, und darin lagen zarte Schinkenscheiben; das war ein Freudenfest. -

Von dem ältesten Bruder meiner Mutter, Julius Müller, berichte ich noch an anderer Stelle.. Von dem jüngsten, Edmund, der viel jünger war als meine Mutter, weiß ich wenig aus seinem Leben, nur daß er ein allezeit fröhlicher und tüchtiger Kaufmann war, in Berlin lebte, und daß in seinem Hause schöne Musik gepflegt wurde; seine junge Frau war als Sängerin für die Bühne aus-gebildet worden mit einer ganz herrlichen Sopranstimme.

Die Verwandten meines Vaters, die alle Landleute waren, saßen irgendwo draußen auf ihren Gütern oder Domänen, dort genossen meine Brüder herrliches Ferienglück. Noch im Alter, wenn ihnen die Erinnerungen daran aufstiegen, an Chorin, Königshorst, diesen beiden riesigen Domänengütern, die die Großonkel, Hans und Peter, Brüder meines Großvaters, verwalteten, kam eine freudige Helle in ihre Gesichter.

Chorin, berühmt durch seine Klosterruine, von weitem Wiesenland umgrünt, von fischreichem Bach umflossen - ihm waren zugehörig noch zwei Vorwerke mit riesigen Viehbeständen und großer Pferdezucht. Das Austreiben der Herden im Frühling, voran der bekränzte Leitstier, der nach heißem Kampf sich diese Ehre erobert hatte, waren ihnen als Jungen eines der größten und aufregendsten Ereignisse. Mit Bewußtsein bin ich leider nie dort gewesen, nur als ganz kleines Kind wurde ich auf die Güter mitgenommen.

Aber auf einem anderen Verwandten-Gute, Staffelde, habe ich als halberwachsenes Mädchen schöne Ferienzeit erlebt. Es gehörte zwei alten Kusinen meines Vaters, wurde verwaltet von der dritten Frühverstorbenen, verheiratet mit dem General von Flessen. Der damals schon alte Herr für mich, und auch sonst wohl, eine imposante Erscheinung in seiner hohen Gestalt, dem weißhaarigen Kopf, - es glich diese alte Excellenz stark dem Kaiser Wilhelm, auch in der Tracht des weißen Kotelettbartes, der das rote frische Gesicht umrahmte. Sein Sohn, Hans von Plessen, ebenso hoch gewachsen, der langjährige Generaladjutant des jungen Kaisers, hatte, durch Befürwortung, unseren Wolf in das 4. Gardeartillerieregiment in Potsdam gebracht, während sonst, bei der Garde, Bürgerliche nicht aufgenommen zu werden pflegten [vgl. Tagebuch 1901]. -

Dort, in Staffelde, war ich zum ersten Male Gast in einem richtigen Schloß mit seiner breiten Fassade, seinen Ecktürmen und prächtigem Park. In der Waffen geschmückten Vorhalle wurden alle Mahlzeiten eingenommen, jedoch viel ein-facher als meine Jungmädchenphantasie es sich für das Schloß gedacht hatte; man lebte noch in der Zeit, da die Gutsbesitzer verbrauchten, was Feld und Garten gab, und keinen Überfluß kannten in materiellen Genüssen; der Braten war, wie bei einem Kleinbürger, nur ein Sonntagsgericht, aber immer serviert von einem Diener in Livree. Dieser alte glattrasierte Herr mästete mich morgens beim Frühstück mit Milch, die er mir, hinter meinem Stuhle stehend, aus einem schönen alten Krüge eingoß. Gab es abends Pellkartoffeln und Hering, wurden auch die letzten Schwänze von ihm gravitatisch angeboten, als wären es Makrelen oder Lachsforellen. -

Die beiden Damen des Hauses waren in ihrer äußeren Erscheinung große Gegensätze; die jüngere, alt kamen sie mir damals beide vor, war früh Witwe geworden, doch noch eine wunderschöne Frau, das leicht ergraute blonde Haar umrahmte, in Verstecklocken, ein edles Gesicht, dadurch das Älterwerden, wie in der Scheu vor Zerstörung, seine faltenlose frische Zartheit bewahrt hatte, um sich bei der Schwester schadlos zu halten mit einem ganzen Reigentanz von Falten und Fältchen, die um Nase, Mund und Augen spielten. Kleine liebe Tante Albertine, trotz meiner früh erwachten Freude und Bewunderung von Menschenschönheit, warst Du mir doch die Liebere; Dein Humor blühte auf aus diesem gefurchteten Gefilde Deines Gesichtes, so gern sah ich Dich an, immer in Erwartung einer lustigen Bemerkung, und nie wurde ich enttäuscht. -

Auch in der schweren Gewitternacht, ein Ereignis, das ja auf dem Lande viel bedeutungsvoller ist als

in der Stadt, hast Du brav versucht, das allgemeine Bangen zu vertreiben. In den Ställen brüllte angstvoll das Vieh, Knechte und Mägde wurden geweckt es los zu machen, bei dem immer stärker werdenden Blitz und Donner wurde die Feuerspritze bereitgestellt. Wir, es waren außer uns noch andere Besuchsgäste da, versammelten uns in der Halle, man spürte die Unruhe, die durch das ganze Dorf ging. Leise nur ging die Unterhaltung; nach jedem schweren Donnerschlag setzten Pausen gänzlicher Stille ein. Da, in einer ging der alte General hinaus, das steigerte noch die Beklommenheit, mir war, als müßte jetzt etwas Ungeheures passieren; doch bald trat er wieder ein mit lächelnder Miene, eine Zigarrenschachtel in der Hand. Seine Tochter, Hedwig von Knobelsdorf, eine ebenso riesenhafte Erscheinung, ging auf den Vater zu, und beide traten zu den Gästen, nachdem sie die Schachtel geöffnet. Hedwig kannte wohl das Geheimnisvolle darin und, weil sie es kannte, winkte sie uns mit den Augen zu, von dem Angebotenen zu nehmen, um den alten Herrn nicht zu kränken, der seine Weihnachts-Schokolade darbot, grau, tabakduftend, um uns zu erquicken und uns zu stärken in unseren heruntergesunkenen Kräften. Diese Opferung einerseits, und ebenso unsererseits, schien die tobenden Elemente beruhigt zu haben; das Gewitter zog hinweg, ließ uns Schlaf in ruhiger Nacht.

Noch Viele aus der Vetternschaft meines Vaters saßen auf Landgütern mit Namen, die mir als Kind so wohl gefielen; da gab es ein Mohnhorst, ein Kuhhorst, ein Spechthausen, u.s.w. Und die Menschen gefielen mir auch, wenn sie nach Berlin hereinkamen zu Geschäften und Einkäufen; es war, als brächten sie die frische Landluft mit auf ihren Gesichtern, sie sprachen so laut und freudig und lachten viel, brachten Frau und Kinder mit, und immer allerlei Ländlich-Gutes für unseren Tisch.

Einer der Vettern, ein Junggeselle, der Onkel Leopold, war ein seltener Gast bei uns, der saß ferne ab in Schlesien als Verwalter der großen Güter des Grafen Hatzfeld in Trachenberg; er war ein Studienkamerad und Freund Bismarcks, den er gern besuchte. Er schien besonders angesehen zu sein in unserer Familie, war voll Geist und Humor. Ich merkte das erst in späteren Jahren und ließ mich gern von ihm necken, weil er dabei so ritterlich war und galant, was Siebzehnjährige ja so gern leiden mögen.

Einmal kam er, als eine Schneiderin mein erstes Tanzkleid gerade fertig gemacht hatte, ein Duft von Volants und Rüschen hing es da, unweigerlich mußte ich es für ihn anziehen, ich tat es nicht gern, denn dazu gehörte doch schön gebranntes Lockenhaar und Blumen darin, und ich war nicht sehr überzeugt von meiner natürlichen Schönheit, so als braunes Madel immer nur die Blonden bewundernd. Seine nach der Besichtigung ausgesprochene Prophezeiung machte mich lachen und stärkte meine Zuversicht - "Donnerwetter, die muß ja abgehen wie die warmen Semmeln, gegen die Schlankheit der Taille is ja Juno eine wahre Kesselpauke." Das war die Zeit der eingeschnürten Tailen, der schaudervollen Korsetts.

In der Familie meiner Mutter waren in älterer und jüngerer Generation fast nur Kaufleute, einige Ingenieure, und nur ein einziger Landmann, den ich noch erwähnen möchte, weil er ein sehr eigenartiger Mensch war; er war der Mann meiner Kusine Marie, der Tochter der ältesten Schwester meiner Mutter, ich kannte sie nur als erwachsenes Mädchen. Sie lebten als junges Paar auf einem Gut unweit Stettin, als ich im Jahre 1870 mit meiner Mutter zum Besuch bei ihnen war; sie hatten ein süßes kleines Mädchel, das eben ein wenig sprechen konnte, aber immer nur ein Hauptwort an das andere reihte, ohne Zwischenwort-Verbindung, und dem Hörer überließ den Verknüpfungsfaden zu finden. Das fand ich entzückend, noch dazu, da es ein blonder Lockenkopf war.

Max Bolz, so hieß der Vetter, stammte aus einer angesehenen Großgrundbesitzerfamilie, hatte studiert, dann aber die Bücher in die Ecke geworfen, um reuig wieder zur Mutter Erde zurückzukehren, ein Bauer zu werden wie seine Vorfahren. Wie hätte er auch ohne Pferde leben können! Ein hagerer, langbeiniger, dunkelhaariger Kerl wars, recht ein Gegensatz zu seiner zarten hellen Frau, die wenig nach einer praktischen Landfrau aussah und es ja wohl auch nicht war, als Großstadtkind.

Wer ihn nur flüchtig kennen lernte in einer Unterhaltung mit ihm, konnte auch ihn nicht für einen Landwirt halten, sondern für einen hochgelehrten Herrn, kundig vor allem auf dem Gebiet der Literatur. Lord Byron war sein Lieblings-dichter. Es konnte passieren, daß er am Frühstückstisch Child Harold deklamierte, darüber den lockenden Schinken, die Eier und den Kaffee vergaß, um nach dem letzten Wort, von einer anderen Leidenschaft, der Pferde-Liebhaberei gepackt, aus dem offenen Fenster zu springen, mit seinen langen Beinen auf die Koppel zu eilen, wo er seinen Lieblingshengst hatte ungeduldig wiehern hören. Fort war er dann für ein paar Stunden. Zum Mittagessen kam er dann schweißgebadet an, hungrig.

Aus seiner reichen Bibliothek holte er zu jeder Tage- und Nachtzeit Bücher, um seinen Gästen vorzulesen, durch nichts ließ er sich unterbrechen, ob die Suppe auf dem Tisch stand, ihn rührte es nicht, er war ganz

geisterfüllt, und man ließ ihn gehen. Sah er dann auf und in unsere lachenden Gesichter, rief er: "Warum riefst du mich nicht, Marie, und das Kind habe ich auch noch nicht gesehen, bring es!" Es mußte aus dem Schlaf genommen werden, und mit seinem schlaftrunkenen Äuglein im Hemdchen Huckepack auf ihm reiten.

Als die Kriegsgerüchte, die anfangen ziemlich herumzuschwirren, so drohend wurden, daß der Vetter Max mich, neckend zwar, doch ängstigend warnte, vorsichtig meine Spaziergänge zu machen, da jede Stunde die französische Flotte in Stettin landen könnte, um Truppen ans Land zu setzen, ängstigte er auch seine Frau mit seinen Reitermärschen, mit denen er pfeifend durch die Zimmer ging; er war Ulanenoffizier und zog dann mit hinaus in den Krieg.

Maria gehörte nicht zu den Frauen, wie sie der Krieg 1914 in Deutschland hervorbrachte, sie umwandelte zu Schaffenden, zu Stellvertretern ihrer Männer in allen Gebietszweigen, Geschäft, Fabrik, Landverwaltung. Das Gut mußte verkauft werden, natürlich zu einem Spottpreis. Die Familie zog nach Berlin. - Als ich den Vetter wiedersah, er war unverwundet aus dem Felde heimgekommen, war es bei einem Besuch um Abschied zu nehmen für eine Reise nach der Türkei, wo man ihn auf mehrere Jahre verpflichtet hatte als Gestütsverwalter des Paschahs zu wirken. Noch einmal kam er zu uns, als er von seiner türkischen Mission zurückgekehrt war; seiner Frau, die mit den Kindern sich in einem thüringischen Badeort aufhielt, hatte er seine Ankunft erst eine Stunde vorher gemeldet, so ganz er mit den humorvollen Worten - "Verzeih, Susanna, wenn ich dich im Bade überrasche." Das Leben hatte wohl eingesehen, daß es keinen rechten Platz mehr auf der Erde für ihn gab, es nahm ihn früh hinweg. Traurig war es, ihn, den Schwärmer, den Reitersmann, noch einmal, ein letztes Mal zu grüßen, als früh Gealterten, Gebrochenen, ins Bett gebannt, in den fiebrigen Augen das: Morituri te salutant.

Nach der Erzählung von diesem Verwandten muß ich auch noch von einem Onkel berichten, den ich gar nicht liebte, einem entfernten Vetter meines Vaters. Es war ein armer unglücklicher Mensch, Hannes hieß er, er war weit in der Welt herum gekommen, da sein Bruder als Schiffskapitän ein eigenes Schiff geführt hatte. Wenn er von seinen großen Reisen erzählte, hörten wir auch gerne zu, meine Freundin und ich, in unseren kindischen Jahren lachten wir aber, wenn er infolge einer Lähmung beim Sprechen Gesichter schnitt, und seine halbgelähmten Hände nie etwas richtig anfassen konnten.

Sein Bruder war längere Zeit in Afrika ansässig gewesen, er hatte ihn dort besucht, hatte einmal das Weihnachtsfest bei ihm erlebt; er schilderte, wie sie, nach langem Suchen, einen Baum gefunden, einen wilden Strauch eigentlich, den sie als Ersatz für den heimatlichen Tannenbaum nach Haus getragen, ihn in ein Zimmer zu ebener Erde gesetzt und ihn ausgeschmückt mit den Früchten der Zeit und Lichter auf die kümmerlichen Zweige gesetzt. Plötzlich sei draußen ein Geräusch entstanden wie von brechenden Zweigen, und als sie eben die letzte Hand angelegt in Freude auf die gemeinsame deutsche Christnachtsfeier - ein Krach, ein Gerumpel, und ein Nilpferd bricht ein durchs offene Fenster, reißt alles um, auch den schön geschmückten Baum, zertrampelt ihn und flüchtend mußten sie sich retten.

Da der Onkel Hannes ein sehr ernster stiller Mann war, nie scherzte, so mag die Geschichte wirklich geschehen sein, ebenso wie die andere, die von ihm als afrikanisches Erlebnis erzählt wurde. Sein Bruder hätte eines Tages von einem ihm befreundeten Kapitän ein Faß Butter geschenkt erhalten, eine seltene Gabe. Zur Nacht hätte er das Faß herausgestellt vors Haus; als er und sein Bruder am andern Morgen erwachten, - welch ein Anblick zeigt sich ihnen! Schwarze Weiber stehen über das Faß gebeugt, zanken sich stoßend und schreiend um den kostbaren Inhalt, um sich mit der Butter ihre schwarze Haut einzureiben, die strahlend erglänzt auf ihren fetten Leibern.

An einem bestimmten Tage der Woche pflegte dieser Afrikaner-Onkel zu uns zu kommen; dann mußte ich für zwei-und-einen-halben Silbergroschen Gußzwieback holen für den Kaffeetisch, sie waren sein Lieblingsgebäck, und meine Mutter sorgte gern freundlich für ihn. Meine Freundin Gertrud versäumte nie auch dann zu erscheinen, und es war für uns immer Freude und Ärger zugleich, denn er hatte die Gewohnheit, die Zwieback zu verteilen; wir fanden, daß er gar kein Recht dazu hatte als Gast, und zu dieser Ungerechtigkeit des Benehmens kam noch hinzu, daß wir sie nun ungern hinnahmen aus diesen gelähmten krummen Händen.

Mein Onkel Major konnte diesen Vetter auch nicht leiden, ich glaube, er war eifersüchtig auf die Liebe meiner Mutter, die so gütig zu dem Ärmsten war; deshalb kam er nie zum Kaffeetisch an diesem Besuchstag, trat nur einmal flüchtig ein für ein paar Augenblicke um ihn zu begrüßen, und nach dem ersten Gruße fragte er ihn dann jedesmal neckend nach seinem Aufenthalt im schwarzen Erdteil, fragte ihn nach seinen schwarz-weiß gestreiften Zebra-Kindern, die er sich doch mitgebracht hätte, und ob er schon einen neuen

Lendenschurz für die schwarze Gattin gekauft hätte. Und jedesmal kränkte das den Armen so, daß es zu Wutausbrüchen kam, deren Gebärden, bei dem schiefen gelähmten Mund, uns Kinder zu einer grausamen Feude wurde. Nach einem einsamen Leben ruht er unter den Tannen des Finkenkruger Waldes. -

Hier will ich noch von einem Großonkel erzählen, dem Bruder meiner Großmutter Manon, Louis Gausse, der, als die Familie aus Frankreich flüchten mußte wegen Religionsverfolgungen, nicht nach Deutschland gekommen war, sondern nach Rußland und später mit Frau und Kindern dauernd dort lebte. Seine beiden Söhne wurden russische Offiziere.

Ich muß wohl im Alter von 6 oder 7 Jahren gewesen sein, als ich an einem Winterabend zu Bett geschickt wurde; ich mußte über einen dunklen Flur zu meiner Kammer gehen, jedesmal eine peinliche Angelegenheit für mich. Ich hatte das Märchen vom Schneeweißchen und Rosenrot gelesen, wo an einer solchen dunklen Schnee-Winternacht der Bär an dem Häuschen der Kinder anklopft; wie las es sich im hellen Lampenschein so schön davon - plötzlich ein leises Klopfen an der Flurtür, es mußte wohl jemand die Klingel übersehen haben in dem damals immer unbeleuchteten Hausflur. Aus dem Zimmer rief der Vater - "Mach doch auf!" Ich aber lief ins Zimmer zurück und soll gerufen haben - "Nein, der Bär!" Meine gute Mutter kam mir zur Hilfe und öffnete; ich sah, daß eine kleine Gestalt in dick verschneitem Pelz sich hineinschob, hörte meine Mutter voll Staunen und Freude rufen: "Der Onkel Louis aus Petersburg!" Da kam mein Vater herausgestürzt, und sie umarmten und küßten sich, ich hielt mich noch etwas im Hintergrunde, der Pelz war braun wie ein Bär, und der alte faltige Kopf, der herausguckte, sah aus als könnte er sich noch verwandeln.

Wie oft bin ich später mit dieser Bärenflucht-Geschichte geneckt worden. Weiter weiß ich dann nichts von diesem ersten seltsamen Besuch; nach einigen Wochen kam der Großonkel dann noch einmal wieder, hatte eine Reise nach der Schweiz gemacht, nach Bern, wohin seine Tochter geheiratet hatte. Er brachte mir ein kleines Schweizerhaus mit, ganz zart und zerbrechlich war's, es hatte eine umlaufende Gallerie, Steine lagen auf den Dach, wie in den wirklichen Schweizer Häusern, sagte der Onkel. Es wurde eine Sommerwohnung für meine Porzellanpuppe, und ich liebte es mit seinen vielen kleinen blanken Fenstern und habe es lange besessen.

Nach Jahren erschien einmal, ganz überraschend, ein schöner fremder Offizier bei uns in prächtiger russischer Uniform, es war einer der Söhne des Großonkels Louis, der als Kranker die Karlsbader Heilquellen aufsuchen wollte; er konnte nur gebrochen Deutsch sprechen, sprach das meiste französisch, was ich äußerst interessant fand. Er hinterließ wohl als unnützen Reiseballast ein ganzes Säckchen blanker russischer Kupfermünzen, Kopeken, die teils als Spielmarken lange weiter bei uns lebten, teils von mir umgesetzt wurden in Schokolade. Ach, damals etwas so seltenes in meinem Kinderleben, daß es sich lohnte, den Umtausch beim Kaufmann in unserer Straße zu wagen; sehr bereitwillig geschah das nicht, ihm kamen sie verdächtig vor, die Geschichte vom russischen Onkel, die ich ihm vortrug, und ich mußte erst die Einwilligung meiner Eltern bringen.-

Da wäre ich wohl zu Ende mit der Wanderung durch die Bildergalerie meiner ersten Kindheit, und mit der Beschreibung der Gestalten, die meinen Augen sich am deutlichsten eingepägt haben. -

Nein - doch noch nicht. Wie könnte ich dich herauslassen, Familie Klaus. Mutter Klaus war das Oberhaupt einer ganzen Künstlerfamilie, die mit uns in der Invalidenstraße wohnte. Ein Vater war nicht da. Eigentlich war sie Strickerin, und dadurch machte ich ihre Bekanntschaft. Im ersten Erwachen mädchenhafter Eitelkeit hatte ich mich nach dem Besitz eines Wunders von Strümpfen gesehnt, wie sie eine Schulkameradin trug, weiß und schwarz geringelt warin sie, und man trug nur weiße zu schlichten, schwarzen Zeugschuhen mit Gummi zu; da meine liebe Mutter mein Quälen um dieses Glück nicht länger ertragen konnte, ließ sie es geschehen, daß ich hinüber ging zu Mutter Klaus.

Als ich die Wolle im Arm vor der Tür stand, hörte ich drinnen lauten Männergesang; auf mein Klopfen öffnete ein junger Mann die Tür mit einem verwegenen Räuberhut auf dem Kopf und ließ mich in eine kleine Küche; auf einer ausgespannten Leine hingen über dem Herd rosa Trikots und Spitzentröckchen zum trocknen, unter ihnen am Herd saß eine dicke Frau strickend. Ich hatte sie noch nie gesehen, wollte ihr schüchtern meine Wolle und mein Anliegen bringen, doch sie sagte, daß sie grad jetzt keine Zeit hätte und daß ich warten sollte, bis die Theaterprobe zu Stradella fertig sei, ihr Sohn müßte dann schnell fort und ich könnte mich auf den Stuhl setzen und zuhören.

"Also weiter, weiter, Eugen!" rief sie. "Er ist erste Räuber," sagte sie, "ich der zweite" und dabei lachte sie, daß ihr dicker Schoß wackelte; und dann sangen sie beide, mal einzeln, mal zusammen, und ich sah und hörte staunend zu bis der letzte Ton verklungen und Eugen ging. "Talent haben alle meine Kinder" sagte

sie, das Wollpaket aufmachend, "drei Töchter tanzen in der Ballettschule", und sie hätte, als sie noch jünger war, oft in Opern mitgesungen, aber jetzt säße nur noch im Souffleurkasten.

Ich wußte nicht was das war, dachte es mir aber schön, darin zu sitzen, und als sie dann fragte, ob sie mir ein Billet schenken sollte für eine Aufführung von Stradella im nahen Vorstadttheater, streckte ich glücklich die Hand danach aus. Das Bild des Räubers hatte sich mir tief eingepägt, wie er jung und schön hervorrat unter der aufgehängten Wüsche wie aus einem Gebüsch, ein Messer im gehobenen Arm. Das sollte ich, sagte die Mutter, noch einmal sehen, nur noch viel schöner, heut Abend im Theater.

Leider mußte ich das kostbare Geschenk wieder zurückgeben auf Befehl meiner Eltern; aber nicht lange danach, während noch meine Phantasie mit diesen kleinen Einblicken in die Theaterwelt beschäftigt war, öffnete sie sich mir in ihrem höchsten Glanze. Eine Schulkameradin, der ich davon erzählt, deren Vater im Besitz von Freikarten war für das Opernhaus, nahm mich mit zur Aufführung von Zar und Zimmermann, der hübschen kleinen Oper, deren Sentimentalität mich sehr rührte, deren eingelegtes Ballet mich aber noch mehr begeisterte. Eine Feenwelt der schönen Tanzenden schien mir von solchem Glanz erfüllt, das Leben der geschmückten Mädchen ein so begehrenswertes, daß ich auf dem Heimweg vom Theater beschloß, Tänzerin zu werden, als herrlichste Zukunftsaufgabe, und lieber in die Ballettschule zu gehen als in die andere, wo so viel trockenes Zeug zu lernen war.

Es wird in meinem elften Lebensjahr gewesen sein, in der Zeit, da ich nicht gerade auf eigenem Wunsch mich länger als nötig aufgehalten habe in einer Klasse, und mein Vater zu der Unterschrift der Zensur seinem Namen noch die Bemerkung angehängt hatte "mit Bedauern gelesen". Ich sehe das B mit seiner zornigen Größe noch vor mir, in dem sich der Kummer über seine Tochter niederschlug.

Wäre ich ein Chinesenkind gewesen und mein Vater ein Chinesenvater, hätte ihm meine gerügte Untugend in der Schule mehr gekostet, als dieses Bedauern; er hätte sein "ehrliches Antlitz" in der Familie und bei allen Freunden und Bekannten verloren. Als in einem Chinesenliertel in Amerika einst ein Chinesenjunge trotz der Morallehre des Konfuzius, die in den Schulen vorgetragen wurde, eine Fensterscheibe in einem Barbierladen eingeworfen, kamen anderen Tages fünfzig Chinesen aus allen Teilen der Stadt nach einander in den Laden des geschätzten Mannes zum Haarschneiden, gleichviel ob sie es nötig hatten oder nicht; es waren Verwandte des Vaters, für die er dann zur Herstellung seiner Ehre, seines "reinen Antlitzes", die Rechnung bezahlte.

Schulzeit - spät denke ich erst ihrer hier in diesen Blättern. Das gibt ja auch keinen ganz bestimmten Blickpunkt für sie im Zurückschauen, durch lange Jahre ist sie unser Begleiter, wo soll man anfangen von ihr zu reden? Historisch? Zuerst vom Eintritt in unser Leben, als einem uns zulächelnden Freunde, der uns freundlich an die Hand nimmt, uns stolz werden läßt auf unser erstes Lesen- und Schreiben-Können? Oder von seinem allmähigen Umwandeln zu einem strengen Zuchtmeister und Gefangenen-Wärter, dem man am liebsten ausgerissen wäre; oder von der höheren Ebene, auf die die Schule uns schließlich hebt, in der Erkenntnis des geistigen Reifens unter ihrer Führung? -

Jedenfalls ein Kapitel des Jugenddaseins, über das man, als Überschrift, nicht Goethes Wort setzen möchte: "Und wo Du's packst, da ist es interessant". Zu meinem Bericht von meinen schlechten Schulleistungen in schlimmen Wachs Jahren, - ich soll nach der Typhus-Erkrankung, schnell hoch aufgeschossen, blaß und kraftlos gewesen sein, - da muß ich hinzufügen, daß ich später zwei Prämien erwarb und ein Abgangszeugnis mit dem Vermerk: zu den besten Schülerinnen der Anstalt gehört zu haben. -

Jedenfalls verschaffte ich mir bei allem Ungemach der Schule allerlei Vergnügen außerhalb des Rahmens von Unterricht und Lernen. Die Lehrer interessierten mich in ihrer Persönlichkeit, ihrer Eigenart, man konnte sie in der Pause so gut nachmachen, fand immer lachendes Publikum dafür; auch die Mitschülerinnen mußten daran glauben, wenn man so gewissermaßen erwählt war als *L'aitre de plaisir* der Klasse. -

Meine ersten Lehrerinnen, gleich groß oder besser gleich klein, gleich rund und rotbackig wie zwei Äpfel am Baum, nahmen mich freundlich in Empfang, als ich sechsjährig in die unterste Klasse der höheren Auguste-Töchtertschule einmarschierte. An ihren von Natur schon geweiteten Busen trank sich der Weisheit Quell ganz behaglich. Fräulein Gertrud und Fräulein Sofiechen Wunder hießen sie; sie waren noch keine in Biologie und Rassenkunde geprüfte Lehrerinnen, aber wie lebendig war ihr Religionsunterricht, wenn sie Bilder der biblischen Geschichte vor uns aufrollten, an denen Goethe in der Jugend schon sein Wohlgefallen hatte, mit denen sie uns naiv gläubige Kinder so begeisterten, daß wohl manche von uns, wie ich, sie mit nach Hause trugen, um sie weiter zu geben an Eltern, Brüdern, oder draußen in der Küche an das Mädchen, die ein besseres Publikum dafür war in ernsthaftem Zuhören beim Geschirrspülen oder Strümpffestopfen.

Einmal nur griff unsere Luise, die vom Lande gekommen, protestierend ein bei Josefs Traumdeuten, indem daß sie besser wußte, daß er gelogen, wo sie zu Haus so viele Kühe im Stall gehabt und noch nie eine die andere aufgefressen. -

Aus den weichen Händen der freundlichen Zwillinge nahmen uns die etwas härteren zweier älteren Fräuleins, äußerlich so recht das Gegenteil, lang und mager und kränklich blaß. Die eine hustete dauernd und hatte immer eine Schachtel Gummibonbons bei sich; die, an den Zähnen festklebend, wenn sie aß, ihr eine komische Sprache gaben zu unserem Amusement, ab und zu schenkte auch einem davon für eine gute Antwort.

Von der fünften Klasse an kamen wir in männliche Behandlung, eine etwas rauhere zwar, doch fühlten wir uns durch diesen Fortschritt sehr gehoben, sahen mitleidig herab auf die Kleinen, die nur ein Fräulein hatten. Näher fühlte man sich schon auf dieser Stufe dem ungeheuren Berggipfel, der mit seinen siebzehn Stufen zu erklimmen war; ab und zu durchliefen wir in einer Zwischenstunde, wenn alles auf dem Hofe war, heimlich die endlos erscheinenden Klassenräume, die Aula, den Sing- und Zeichensaal, wo die schwarzen Tafeln mit ihren mystischen Zeichen und Bildern in Kreideschrift uns eine Ahnung gaben von der Fülle des zu Lernenden und ein Staunen über die Größe der Weisheit in den Köpfen der Lehrer.

Was müßte erst in dem weißen Haupte unseres geliebten alten Direktors stecken! Seinem silberweißen, von einem lila Sammetkäppchen bedeckten Kopfe sah man das gar nicht an, wenn er wie ein guter freundlicher Großpapa in der Pause über den Schulhof ging zu seiner Wohnung, stürmisch umdrängt von uns Kleinen, von denen dann ein paar Auserwählte an seiner Hand mitgehen durften. Einmal kam ich auch an die Reihe zu diesem Augenblick des Glückes. Er fragte mich nach meinem Namen, es war in den ersten Schulwochen, als er uns noch nicht recht kannte, "Manon?" fragte er, "da bist Du ja eine kleine Französin!" Damals war man stolz in solchem Fall, und es kamen die Mädchen der oberen Klassen, die es gehört, nachher zu mir, zu genauerer Sicht und Bewunderung, und streichelten mich wie ein seltenes Tierchen. -

Wenn ich heut die verschiedenen Lehrgestalten der höheren Klassen erinnernd an mir vorübergehen lasse, so leuchtet nur eine einzige heraus aus der Menge derer, die in den langen Schuljahren fast die gleiche blieb in ihrer Zusammensetzung. Einmal erschienen zwei neue jüngere Lehrer, Vertreter der englischen und französischen Sprache, die im Ausland gewesen waren und unsere Sprachkenntnisse und vor allem unsere Aussprache, so minderwertig fanden, daß wir ihre hochtönenden Fremdgegespräche, die sie gleich am ersten Tage mit uns begannen, staunend anhörten ohne sie zu verstehen. -

In den beiden obersten Klassen erreichten wir dann die Höhe, die uns zu dem Einen führte, der uns sechzehnjährige als Lehrer und als Mensch begeisterte. Ich glaube, daß er etwas Poseur gewesen, wir wußten, daß er leidend war, und es mögen ihn öfter Brust- und Herzschmerzen überfallen haben, wenn er seine schöne weiße Hand auf die kranke Stelle legte, doch er kannte auch wohl die Mädchennatur; sein Verhältnis zu uns war etwas eigentümlicher Art, hinausgehend über das des Lehrers zur Schülerin. So redete er manchmal die Bevorzugten unter uns mit Du an, die Namen zärtlich verwandelnd, aus Manon wurde Manonita, das entstand wohl beim Dante-Lesen im italienischen Unterricht. Es interessierte ihn, persönliches aus unserem Leben zu erfahren, so ließ er sich nach den Sommerferien gern von unserem Ergehen auf unseren Reisen erzählen. Die vielen reichen Jüdinnen in unserer Klasse traten dann mit glänzenden Bädernamen auf, wenn ich gefragt wurde, konnte ich immer nur von Reisen zu Verwandten berichten; als ich einmal ganz im Osten gewesen, in einem kleinen Städtchen an der Grenze von Polen an dem Fließchen Netze gelegen, murmelte ich leise den Namen "Kakel". Als ich es noch einmal wiederholen mußte und die geographische Lage nicht leugnen konnte, fragte Dr. Goldbeck lachend, und die ganze Klasse lachte mit: ob es da überhaupt etwas zu essen gegeben hätte am Ende der Welt? -

Wahrscheinlich hatte es niemand so gut gehabt, ein solches Ferienglück wie ich. Mein Onkel, der älteste Bruder meiner Mutter, hatte uns eingeladen in sein schönes Landhaus, das in einem großen Garten lag; er verwaltete die Posthalterei, die damals im Osten mit ihren Einrichtungen noch notwendig war; man wechselte, wie es in alten Reisebeschreibungen zu lesen steht, auf langen Fahrten die Pferde.

Und auf einem dieser Postpferde, dem frömmsten im Stall, durfte ich reiten rings um ein Rasenrondel des großen Vorgartens, sorglich geführt vom alten Postknecht Karl oder vom Onkel selbst, der in kinderloser Ehe lebte und so etwas jungeländiges gern um sich sah.

Ein anderes Glück fand ich in dem großen Obst- und Gemüsegarten; da - von den Stachelbeer- und Johannisbeerbüschen so viel pflücken dürfen als in den obsthungrigen Magen eines Stadtkindes hineingeht, war eine Lust, denn Früchte galten zu Haus als Luxus, bei dem spärlichen Wirtschaftsgeld der Mutter. Da

ich nun keine Spielkameraden dort hatte, befreundete ich mich, wenn auch ungern gesehen, mit den Kindern einer polnischen Zigeunerfamilie, wenigstens über den Beckenzaun hinüber; sie bettelten um Obst, und ich konnte ihnen davon und von manch anderen Dingen schenken, von den Abfällen vom reichen Tisch des Hauses. Die Mutter der schwarzgelockten Kinderschar wollte sich mir dankbar erzeigen, und schenkte mir den roten Achatring von ihrem Finger, den ich schon lange bewundert hatte. Den sollte ich immer tragen, sagte sie, denn es wäre ein Glücksring. In ihrem Dasein erkannte ich freilich nicht die Beweisbarkeit dieses Glückszaubers, aber ich glaubte doch daran; vielleicht wahr, daß der Mann, der morgens auszog mit einem kleinen Wagen und struppigen Pferd, jeden Abend etwas in einem Sack mit nach Haus brachte, oder der Besitz des fetten Schweines, das öfter draußen im Hof umherlief, was Glücks-Erfüllung für sie bedeutete; immer war sie fröhlich und lachend mit ihren Kindern spielend. -

Die Frau meines Onkels Julius liebte ich sehr, sie war auch schön anzusehen mit ihrem glänzend schwarzen Scheitelhaar und den dunklen Augen, die immer feucht, wie nach Tränen aussahen. Als einmal der König auf einer Reise in der Posthalterei den Pferdewechsel vorgenommen, ist sie als ganz junge Frau an den Wagen getreten, wurde erzählt, mit einem Blumenstrauß und hat gefragt, ob sie Majestät eine Erfrischung bringen könnte; der König hat geantwortet: "Nein, mein schönes Kind, nur einen Kuß begehre ich".

Nicht lange Zeit nach unserem Besuch dort kam die Nachricht vom plötzlichen Tode des Onkels. Die erschütterte meine Eltern so, daß ihr Schmerz auch über mich kam, und der Gedanke an den Tod mich zum ersten Male beschäftigte. Dort hatte er ja einen noch in vollster Kraft stehenden Menschen getroffen; einmal hatte ich erst einen toten Menschen gesehen, ein junges Mädchen in einem offenen Sarge, den man auf einen Treppenabsatz hingestellt hatte, ich mußte daran vorbei gehen, das Mädchen war mir fremd, nur einen schnellen Blick warf ich auf das weiße Gesicht und mir war als strömte eisige Kälte davon aus, daß ich schauderte, und nachts kam es wieder zu mir im Traum. Aber das was ich jetzt bei dem Todesgedanken erlebte, der bei der Nachricht vom Ableben des geliebten Onkels in mir angerührt wurde, war ein ganz anderes, es war wie mitten im Kinderspiel ein seelisches Erwachen, ein forderndes Nachdenken.

Wie stand sie vor mir, die Gestalt des Onkels Julius, kraftvoll, mit einem etwas strengen Gesicht, das stark gerötet war von blühender Gesundheit. Vielleicht lag, was ich als streng empfand, auch nur in der edlen Form der Züge, denn er war ja so gütig. Daß das alles nun auf einmal nicht mehr war, fragte es in mir, und Warum?

Sein Bild hängt jetzt in meinem Wohnzimmer, ich liebe es sehr, es ist nicht das Porträt des Mannes, sondern eins aus seiner Jugendzeit in zarter wundervoller Kreidezeichnung, in der Kleidung der derzeitigen Mode; ich kann aber noch die Züge des Mannes in dem Jünglinghaften wiedererkennen, besonders in dem trotzig geschwungenen Munde. Selbstbewußt, trotzig - und doch wie weich, liebevoll die Unterschrift "der geliebtesten Mutter gewidmet von ihrem sie liebenden Sohne." Ich freue mich, daß das Bild dort hängt in einem Raume, das den Geist dieser Zeit noch atmet in den alten ererbten Sachen, Hausrat und Bildern, in dem Glasschrank, der mir als Kind schon interessant war mit seinen alten goldenen Tassen, den bunten geschliffenen Gläsern und hohen Pokalen, Geschenken aus Freundschaft und Liebe gewidmet.

Auch die aus der de Boor-Familie überkommenen Stücke haben den gleichen Charakter, aus gleicher Zeit stammend. Jede Zeit macht eben ein anderes Gesicht zu allen menschlichen Beziehungen, zu Liebe und Freundschaft. Heut ist es fast Gesetz geworden für die Jugend, keine Gefühlsregung aufkommen zu lassen oder eine sich einstellende, noch ehe sie sich zu äußern wagt, zu überwinden. Da steht man nun als alter Mensch zwischen zweien, in den meisten Dingen, Gewohnheiten, Ansichten, grundverschiedenen Zeitaltern, so nah sie auch, an historischen Zeitläuften gemessen, beieinander liegen. Es geht der Blick gern hin zu —

Wo der Blick hingehen wollte, weiß ich wirklich nicht mehr, da ich nun, nach länger als einem Jahre, wieder anfangen an diesen Blättern zu schreiben; meine Feder hatte zwar nicht still gelegen in dieser Zeit, aber sie schrieb lieber andere Sachen und Geschehnisse die mir interessanter waren als die des eigenen Lebens, von der Phantasie diktiert, Leben und Schicksale anderer Menschen. Eine Landschaft, ein Haus, ein Garten schickten mir Gestalten, die in mir wuchsen zu einer Lebendigkeit, daß ich sie nicht wieder loswerden konnte; ich mußte ihr Schicksal, ihr Begegnen, ihr aufeinander Wirken gestalten. Ich lebte in ihrem Freuen, Hoffen, Leiden; Eigenerlebtes und Erfahrenes flocht sich hinein, und das Spüren allmäligen Gewinnes der Fähigkeit zu schildern und dabei zu erkennen, wie fest verwebt das Wesen des Menschen mit seinem Schicksal, gab mir ein ganz eigenes Glück. Trotzdem verlor ich nie die Erkenntnis, daß es Unvollkommenes blieb, ebenso wie in den Versuchen mit Zeichnen und Malen, ein halbes Können; bei den letzteren künstlerischen Versuchen

sagte mir zwar das Urteil meines gestrengen Bruders Hans, daß Talent darin steckte, ebenso wie ja auch einige literarische Sachen Anerkennung fanden von urteilsfähigen Leuten. -

Jedenfalls konnte ich das Fabulieren nicht lassen. Bei Nietzsche las ich einmal ein Wort von der überschüssigen geistigen Kraft im Menschen, die, bei der Gestaltung des eigenen Lebens nicht verbraucht, sich einen Ausweg sucht ins Künstlerische. Das war es wohl bei mir. "Den Überschuß vom verschönernden, verbergenden, umdeutenden Kräften", von den Nietzsche auch spricht, die er von einem Dichter verlangt als Former schöner Menschenbilder, die fühlte ich in mir. Ich saß gar nicht stundenlang mit der Feder in der Hand am Schreibtisch, auf Eingebungen wartend; ich besorgte mir gern mein kleines Reich, meine Blumen, meine Mahlzeiten und Einkäufe, stopfte fröhlich Strümpfe und Wäsche, immer aber auf meinen einsamen Ausgängen und Wegen war irgend ein Nachdenken in mir, daß ich mich nie einsam fühlte, nie die Frauen beneidete, die in Gesellschaft, redend und lachend an mir vorüber gingen. -

Nun will ich aber an den hervorgeholten Blättern weiter schreiben, die Augen werden schwächer, andere warnende Alterszeichen stellen sich ein mit dem Mahnen, die Zeit zu nutzen. Der Sommer ist gegangen, der Blick wird nicht mehr so nach außen, in die Weite gezogen; Regen, Wind, Herbstkühle bringen die Zeit, da man sich mehr in sich selbst zurückzieht, mehr Stimmung hat für das Erinnern. Es ist ein grauer Septembertag, an dem ich schreibe. Wenn ich in den Seiten blättere, wie eben, um den Verbindungsfaden zu dem zuletzt Geschriebenen zu finden, wird mir so recht klar, daß ich jede chronologische Zeiteinteilung außer acht gelassen habe, wie sie in den Lebenserinnerungen Anderer gewahrt wird. Aber ich schreibe ja nicht von meinem Leben, wie es die Dichter tun oder bedeutende Leute, die erwarten, daß ihre Erzählungen gedruckt werden und sie ihnen deshalb strenge künstlerische Form geben müssen.

Ich tue es weil Ihr Kinder und ein paar Freunde mich dazu aufgefordert haben; ich kann nichts interessantes geben wie Menschen, die so bedeutend waren, daß sie und ihre Zeit ein Stück Kulturgeschichte darstellen. Ich denke da an Kügelgens Lebenserinnerungen, Ludwig Richters, Schleichs "besonnte Vergangenheit"; sie gingen auf Höhenwegen.

Wenn ich, zurückdenkend, durch mein Leben wandere, streife ich so durch Feld und Wald und Wiesen, kann stehen bleiben und ausruhen, wie und wo es mir gefällt. Da habe ich denn oft Frühes und Spätes zusammengebracht, sprunghaft, so wie in den Berichten von meiner Schulzeit allerlei in ihr Erlebtes aus elf Jahren zusammenfassend. Und vorbei bin ich gegangen an manchem, was diese Zeit nur für mich besonderes hatte, an Erregendem, Bedrückendem, durch die Verhältnisse des äußeren Lebens, die Armut der Eltern, die überall ihre harte Hand auflegte und Entbehrungen forderte.

Im Fortgang der Jahre wurde das Sich-darein-fügen immer schwerer, wenn man nicht mehr naives Kind war und noch nicht erwachsener gereifter Mensch. So trug ich bei meinem Schönheitsverlangen, auf die Klassenkameradinen hinblickend, die alle gut ausgestattet waren, viel geheimes Leid. Ich mußte meist abgelegte Sachen von meinen Verwandten auftragen, die meine Mutter, selbst Wert auf Äußeres legend, so gut sie konnte, wieder auffrischte, verblaßte Stoffe wurden gefärbt und mit kleinen Mustern bedruckt; im mütterliche Portemonnaie, das weiß ich so gut, steckten mehr runde blecherne Färbemarken als Gelder; oft mußte ich den Gang mit den alten Sachen zur Färberei pachen, die noch dazu in einer sehr häßlichen Straße lag.

Das schlimmste Erzeugnis ihrer Kunst war ein Wintermantel von der Tante Eveline vererbt; ursprünglich von fahlem Grau, sollte er sich wandeln zu braun, das tat er auch, aber seine altmodische Seidenstickerei trat nun erst recht heraus, jetzt rötlich schillernd; dazu hatte er Armelgehänge veralteter Form, so anno 1830, die, weit offen, beinahe bis an die Fußspitzen reichten. Sträuben, Weinen half mir nicht, er mußte so getragen werden. Also ging ich mit dem Ungetüm so früh wie möglich in die Schule, hing es in der Garderobe in eine dunkle Ecke, ehe die anderen Kinder kamen und blieb, unter irgend welchen Vorwänden, als letzte in der Klasse zurück, um dann ungesehen von ihnen in ihm zu entschwinden.

Wenn es hieß, das Schulgeld ist morgen mitzubringen, dann wußte ich genau, es begannen Tage der Qual für mich; das Geld war nicht da, zuerst entschuldigte ich mich mit Vergessen, und immer wieder gab es Weinen und Strafe-Androhen, bis es endlich so weit war, bis mein Vater es eingewickelt und versiegelt, - ein himmlischer Augenblick - mir mitgeben konnte, wahrscheinlich durch Hilfe von Verwandten oder auf schlimmerem Wege ermöglicht, durch Versetzen von Silberzeug; wenn es in mancherlei Nöten keinen anderen Ausweg mehr gab, mußten der Mutter Ausstattungslöffel und Gabeln aufs Leihamt getragen werden.

Diesen Gang besorgten die Eltern nie selbst, das tat für sie ein Klempnermeister "Politz", dessen Kinder die Mündel meines Vaters waren, oder vielmehr die älteste Tochter Anna machte es, da er geistesschwach

und öfters trunken war, unfähig zu dem Gang. Aber sie kamen immer zu dreien, der Alte mit den grauen wirren Haarsträhnen über der geröteten Stirn, Anna, das dicke Mädchen mit roten Backen und wulstigen Lippen, und der kleine Bruder Renard, ich sehe sie deutlich alle drei in einer Reihe im Wohnzimmer sitzen. Der Junge hielt meist einen Regenschirm zwischen den Knien, auf dessen großen Knopf er biß, wohl aus Verlegenheit; er hatte ein schmales blasses Gesicht mit großen traurigen Augen, sah immer hungrig und verfroren aus, ich gab ihm ungerne die Hand, seine Finger waren so dünn und eisig kalt. Er betrachtete alles im Zimmer neugierig, und es mag ihm bei uns vorgekommen sein wie in einem Palast, dachte er an daheim an sein verplundertes armseliges Asyl.

Hier möchte ich gleich anschließen, daß es meine Mutter verstand unsere Wohnung nicht mit hineinsinken zu lassen in die Armut; unser ganzer Hausrat stammte ja als Mitgabe aus der guten Zeit ihrer elterlichen Verhältnisse, aus den Jahren edler geschmacksvoller Wohnungskultur, es waren viele Möbelstücke, die die Großeltern ihr in die Ehe mitgegeben hatten; alles wurde schön gehalten, hübsches Handarbeitswerk in Kissen und Decken machte die Zimmer warm und freundlich, ebenso wie die Bilder an den Wänden.

Der Dom von Rouen in der Normandie hing über dem Sofa als großer Stahlstich; das Rhonetal mit seinen wilden Bergen hatte mich immer sehr interessiert, vor allem aber der bunte englische Kupferstich "Der Übergang über den Bach" mit Versen in englischer Sprache darunter. Eine hohe schlanke Frauengestalt in fahlrotem Kleide, dunkelblone Haarkrone, hatte einen mich entzückenden barfüßigen Knaben in kurzem Hemdchen an der Hand und führte ihn, die trockenen Stellen im Wasser suchend, liebevoll hinüber; im breiten kunstvollen Goldrahmen strahlte das Bild mit seinen feingetönten Farben einen eigenen Glanz aus.

Leider wurde es mit verkauft, wie viele andere Kunstsachen, als bei Onkel Hans' Tod [1919] der ganze Haushalt aufgelöst wurde; für ein paar Groschen, möchte ich sagen, ging alles an Verwandte hin, denn am nächsten Tage waren die tausende von Mark schon nichts mehr wert. Auch die kostbare Vase, die der väterliche Großvater, der alte Geheimrat, bei seinem Jubiläum oder Pensionierung vom König bekommen, ging diesen Weg des Verkaufes. Sie war ein Prachtstück aus der kgl. Porzellanmanufaktur, über Meterhöhe groß, auf blassrosa Grund überrannt mit goldenen Verzierungen, von edler Form, besonders in den Henkeln; auf einer Seite trug sie das Bild des Gebers, also wohl Friedrich Wilhelms des Dritten, auf der anderen eine Landschaft aus der Mark, der Heimat des Großvaters.

Aus der Erbschaft der mütterlichen Großmutter kam als höchste Wunscherfüllung für meine Mutter ein Klavier in unser Haus; sie war ja so durch und durch musikalisch, hatte eine schöne Sopranstimme, war Chormitglied des Bachvereins. Es kamen oft Musiker zu uns, der Leiter des Bachvereins, Prof. Pust, mit dessen Verehrung mein Vater sie gern neckte, - ein Geiger der kgl. Kapelle und ein Flötist begleiteten sie am Klavier; Terzette, Quartette wurden eingeübt für Aufführungen, doch das alles erst in etwas späterer Zeit, als ich schon Verständnis hatte für die Bedeutung der Musik, "es sei eine Lust" sagte sie, wenn die Stimmen sich miteinander aufwärts hoben und sich umschlangen in einer wunderbaren Seeligkeit. In der Dämmerstunde saß sie gern am Klavier; spielte ohne Noten Melodien wie sie ihr kamen, da hörte ich gern zu und bewunderte das sichere Berühren der Tasten, die Bewegung der gleitenden Hände, die weiß heraus-leuchteten im Dämmer des Zimmers. -

Wenn ich jetzt die selten einmal gesungenen Schubertlieder höre, denke ich dabei jedesmal meiner Mutter und ihrer Art, sie zu singen in der Dämmerstunde; jeder Ton der Begleitung grüßt mich bekannt und in immer gleicher Schönheit, während die Worte etwas Fremdes bekommen haben in ihrer Übersteigerung des Liebessehns und Leidens. Trotz ihrer Leidenschaftlichkeit ergreifen sie nicht, selbst mich alten Menschen nicht, dem einst ihre Sprache so vertraut war. So wird man mitgeformt von der Zeit, die ihr Recht behauptet, die in allem, so auch dem Gemütsleben der Menschen ein anderes Gesicht zu geben, in Sonderheit dem zwingendsten Gefühle in ihm, der Liebe.

Schubertlieder - ihr Klang ging mit mir durch Kindheit und Jugendzeit. Selten hörte ich meine Mutter andere Lieder singen außer ein paar Volksliedern; eines kam meist zum Schluß, von traumhaft verwebten Melodien, das sich mit seiner Schwermut einsenkte in die blauen Schatten der Dämmerung wie aus ihr geboren; es begann "ach wie so bald verhället der Reigen, wandelt sich Freude in Traurigkeit". Übergeleitet durch ein paar Akkorde, schloß sich daran ein Lied, das ich nie wieder gehört, das ich mir auch mit seinen Worten nicht mehr zurückbringen kann, nur einzelne aus der Vergessenheit verwehte sind hängen geblieben, von einem Lindenbaum und von - "den Winden, sie wehen so schaurig", alles in Moll, bis zuletzt erlösender Dur-Klang durchbricht, die Worte tragend - wie lauter Licht und Himmelsbläue: "und drunter sitzt auf dem grünen Platz der Müllersbursch mit seinem Schatz". -

Im Erinnerungsgang durch die Wohnung, die wir in dieser Zeit inne hatten, vom sechsten bis zum zwölften Jahre, sehe ich jedes Möbelstück an seinem Platze stehen; ganz spät erschien noch ein kleines Buffet, mahagonibraun mit gestrichener Marmorplatte und zwei Aufsätzen, der Stolz meiner Mutter, darauf standen allerlei schöne Sachen, - auf dem obersten Brett eine hohe blaue bauchige Vase, nach oben mit Akanthusblättern hell abgetönt, darin stand ein Zittergras-Strauß, zu jeder Seite eine geschliffene Glasglocke mit Unterteller, Hochzeitsgeschenke der Eltern, die aber nie ihrem Zwecke dienten für Butter und Käse, viel zu kostbar waren für so Profanes; auf dem untersten Brett stand eine dunkelrote Rubinglas-Karaffe mit zwei gleichen formschönen Trinkgläsern, ein ovales Messingbrett, mit hohem durchbrochenen Rand, trug das Ganze. Einen Krug, kupferfarben aus gebranntem Ton, der dort auch noch einen Platz hatte, liebte ich sehr, er war plastisch verziert mit Amblemen der Jagd, allerlei Waldgetier, und sein Henkel war ein langgestreckter Windhund, der, wie durstig sich über den Rand des Kruges beugte.

Mein Gedächtnis würde gewiß alle diese Dinge nicht so treu bewahrt haben, wenn ich sie nur mit Kinderaugen gesehen hätte, da standen sie aber nun Jahre und Jahre in der gleichen Ordnung, und immer konnte ich sie grüßen als alte Freunde bis in die spätere Zeit, wenn ich alljährlich die Dezemberreise machte zur Feier von Großmutter's Geburtstag. -

Leider hatten die diebischen Hände einer Krankenschwester vieles von den alten schönen Sachen entwendet, um es zu verkaufen, auch der Glasschrank war beraubt worden. Wie gerne haben wir als Kinder davor gestanden, wenn das gute Zimmer uns erlaubt war, wir beiden Freundinnen, und haben uns dann mit immer neuer spielender Freude ausgesucht, was unser Herz begehrte von den goldschimmernden Tassen, den alten Pokalen. Nur eines brachte uns zum Streit, ein Kristall-Salzgefäß, das auf einem goldenen Schälchen ruhte; so mußten, dachten wir, bei den sieben Zwergen die Tellerchen ausgesehen haben aus purem Gold, das sie aus den Bergen sich herausgegraben und geholt; mit seinem mystischen Märchenscheine wollte es jeder von uns besitzen. -

Und es kam ein Tag, nach über siebzig Jahren, als mir, nach langen Jahren Schrank und Inhalt ganz zu eigen waren, da nahm ich es heraus und schickte es, in neuem Goldglanz, meiner lieben Gertrud Dohne nach der Schweiz zur Feier ihrer goldenen Hochzeit, mit ein paar Erinnerungsliedstrophen dazu. Und selten kostbar schien es geblieben zu sein, denn es kam, als Geschenk, zu meinem achtzigsten Geburtstage mit einer schönen Handarbeit als Begleitung wieder zu mir zurück, damit es bei mir bleibe in seiner alten Heimat, in seinem gläsernden Haus, dem Glasschrank.

Darin saß noch ein besonders von mir geliebtes Ding, das leider auch abhanden gekommen war, ein kleiner grüngoldener Frosch, - saß fest auf einem Marmorplatte; ihn durfte ich mir nehmen, wenn ich meine Märchenspiele machte, ich das Königskind war, dem der Frosch die goldene Kugel aus dem tiefen Brunnen geholt, dem sie zum Dank dann einen Platz in ihrem Bettchen versprechen mußte. Es ging so dramatisch zu weiß ich, daß mir das Erschauern nicht erspart blieb, wenn ich, auf Befehl des Königlichen Vaters, das kalte Ding aufhob von der Erde und in mein Bett hinein nahm; am liebsten hätte ich es an die Wand geworfen wie die kleine Prinzessin im Märchen, dieser Schußakt war aber verboten. -

Nun war das wieder ein langes Abgleiten vom Wege - wo wieder einsetzen? Ich will das Jahr 1861 nehmen, das den Umzug in ein neues Haus brachte, in eine neue Straße, wenn auch wieder im Norden Berlins, - und mit dieser Veränderung neue Lebensverhältnisse für mich. Die alten Spielgefährten waren vergessen, ich schloß mich an Klassenkameradinnen an, die in der Kesselstraße wohnten und schon eingegliedert waren in einen fröhlichen Kreis.

Unsere Wohnung war geräumiger und stattlicher geworden, meine liebe Mutter entzückten die Stuckdecken, der Erker, - mich der Besitz eines eigenen Raumes, eines Kämmerchen, dessen Fenster nach dem Hof hinaus gingen, mehr hell und freundlich am Rand eines großen Exerzierplatzes lag; viele Häuser der kurzen Straßenreihe, kesselartig abgeschlossen von einem großen Park, waren bewohnt von Offiziersfamilien, es lagen dort die Kasernen eines Füsilier-Regiments, die man "Maikäfer" nannte.

Meinem Kämmerchen gegenüber hatten zwei Burschen des Majors in einem niederen Gartenhaus Unterkunft gefunden, mit denen ich mich schnell anfreundete vom Fenster aus, besonders mit dem einen, meinem lieben Hamsche, einem Polen, der sich meine Liebe gleich erkaufte mit einem lebendigen, schon lange ersehnten Geschenk, einer kleinen gelbgefleckten Katze. Wir unterhielten uns oft hinüber, herüber, er spielte so schön Harmonika, meist traurige Weisen von Heimweh, denn er war nicht gern Soldat, trotzdem er, in seiner kräftigen stattlichen Gestalt, so ganz dafür bestimmt schien.

Der Park hieß der Invalidenpark; nach seiner frühen Anlage für die aus dem Freiheitskriege verwundet

heimkehrenden Soldaten, war er jetzt hoch angewachsen in Bäumen und Büschen; ein Haus gehörte dazu und eine kleine rosa Kirche; dort hatten sie gut ausruhen in Gemeinsamkeit, die alten Kriegskameraden. Auch wir durften uns daran freuen, die wir von unseren Fenstern aus die Kronen der hohen Bäume sahen und bei ihrer frischen Luftspende in den stillen Parkwegen wandern konnten, ja sogar Nachtigallensänge hörten wir in den Abendstunden, so menschenleer war es meist im Park.

Und zu alledem kam noch die herrliche Zugabe des Besitzes eines eigenen kleinen Gartens, der sich anschloß an den Park; Exzellenz Malichefsky, Komandeur des Invalidenhauses hatte die Idee der Schrebergärten antizipiert, aber in einer edleren Form, hatte einen ausgedehnten Teil seines Parkbesitzes einem Gärtner übergeben zur Aufteilung in kleine Stücke, die an die Offiziersfamilien in Part gegeben werden sollten. Auch uns wurde ein Stückchen Gartenlang angeboten. War das ein neues Glück! Nur ein paar Schritte über den Damm hinüber, dann war man in der grünen Freiheit, saß bei den eigenen Rosen, pflückte Beeren von den eigenen Büschen; so oft Zeit dafür war, wurden die kleinen Mahlzeiten, jede Stunde nutzend, in der gebauten Laube eingenommen. Und ich bekam einen schmalen Streifen Land zur Eigen-Bewirtschaftung: es war zwar nicht die Erfüllung des Wunsch-Ideals, das ich immer in mir trug, einmal ein ganz kleines Stück bald zu besitzen mit einem hohen Tannenbaum, inmitten von Erdbeeren und Blaubeeren und weichem Moos, in dem ich liegen wollte, und daß alle Vögel und alles Getier darin mir gehören sollte.

Als dieser Wunsch zum ersten Male in mir aufstieg, begleitete ihn die Hoffnung, auf irgend eine wunderbare Weise zu der Geldsumme, der nötigen, zu kommen zum Kauf; die kleinen Spenden Onkel Majors für "Fliegen fangen" und "Knöpfe annähen" in der Sparbüchse angehäuft, würden nicht ausgereicht haben; der Kirschbaum, zu dem man sagen konnte "Ich rüttele und schüttelte Dich, wirf Gold und Silber über mich", der wuchs wohl weiter hinter den Bergen, unerreichbar. Aber in einem Traum war ich einmal in einer Straße gegangen, in einer engen fremdaussehenden, auf deren Steinen Geld ausgestreut war, alle Sorten, Pfennige, Dreier, Sechser, Silbergroschen, ja sogar 2 1/2 Silbergroschenstücke, die hübschen braunschweigerischen mit den springenden Pferden. Diese Straße wollte ich suchen; so machte ich mich denn zu dieser Zeit kindlichen Träumens, - viele Jahre jünger damals, auf den Weg, am Nachmittag wo die Eltern ihre Ruhe hielten. Doch alles suchende Hinstarren auf Trottoir und Fahrdamm war vergeblich, es war nicht die richtige Straße des Traumes, auch später nicht bei neuen Versuchen. Verängstigt, weil ich mich bei solchen Übungen verlor, traurig kam ich jedesmal zurück. Allmähig schrumpfte dieser Wunsch des Großgrundbesitzes zusammen, bis er zum Kleinformat eines Blumenbretts am Fenster meines Kämmerchens geworden war. Dieses Stückchen Glück blieb mir dann bis zu meiner Verheiratung; von dem Myrthenbaum, den ich großgezogen, konnten Zweige in meinen Brautkranz geflochten werden. -

Es war ein wahres Großstadtidyll im häßlichen Norden Berlins, diese neue Wohnung, die nur einen Schatten hatte - es floß an ihr vorüber ein schmales mooriges Gewässer, gut daraus zu schöpfen für den Gärtner, doch an heißen Sommertagen spürte man den Dunst des Wassers; das war die Panke, deren Existenz in Bild und Witzwort den Berlinern in ihrem Stolz oft vorgeführt wurde als schwarzer Fleck der Stadt, andere Hauptstädte rühmend mit ihren großen Flüssen. Arme Spree, auch du hattest keine hochgehenden Wogen, krochst seicht und träg dahin, den Spott nicht mildernd für uns Spree-Athener. -

Ja, Friedrich der Große und seine zuerst in der Mark angesiedelten Vorfahren hatten es nicht leicht im wasserarmen Sandboden, aber sie schafften es dennoch. Ich las kürzlich einmal in einem Buch über Rassenkunde, der Maler Menzel hätte das junge Preußentum auf einem Blättchen skizziert, darauf nichts weiter als ein Burgwall, ein paar Kiefern und Sand, Sand - und über allem kreisend ein mächtiger Adler. Im Text des Buches hieß es dazu: "Das Preußentum ist in seiner einfachen, physischen Art gar nicht denkbar auf fruchtbaren Gefilden, es ist die Ansammlung unheimlicher vitaler Kräfte auf einer elenden Grundlage, harte vitale Kämpfe mußten bestanden werden." -

Mir war sehr wohl an den Ufern der Panke; mir war die Kunst angeboren, von der Nietzsche einmal sagte, das man sie haben sollte oder den Künstlern ablernen: "Sich von den Dingen entfernen, bis man vieles an ihnen nicht mehr sieht, oder die häßlichen anschaut durch gefärbtes Glas oder in leichter Abendröte, - bei den Künstlern aber", setzte er hinzu, "hörte gewöhnlich diese feine Kraft auf, wo die Kunst aufhört, und das Leben beginnt. Wir aber wollen die Dichter unseres Lebens sein, und im kleinsten und alltäglichsten zuerst." -

Wißt Ihr noch, Kinder, ihr wart glaub' ich alle dabei, als wir einmal auf einem der ersten gemeinsamen Gänge in Marburg, außerhalb auf einem Hügel, bei einem alten Turme standen und in die lieblich ausgebreitete Landschaft hinabsahen. Da sagte einer von Euch, ich glaube es war Vater: "Der Blick ist herrlich, nur

der häßliche Schornstein, der da steht, ist so sehr störend." Da fragte ich ganz erstaunt: "Wo ist er denn?" und alle lachten mich aus ob meiner Blindheit. -

In diesen Jahren des Gartenglücks wurden mir die Gestalten meiner Brüder zum ersten Male so ganz deutlich; sonst sah ich sie nur bei den kurzen Mahlzeiten im Haus. Morgens gingen sie früh fort, kamen abends erst wieder, beide von ihrem Beruf in Anspruch genommen. Jetzt sonnten sie sich auch gern Sonntags in einem Mittagsstündchen draußen im Garten oder blieben an warmen Sommer-abenden, nach dem Abendessen zu Haus, statt zur ihren Freunden zu gehen. Wir Jungen, zu unserer Zeit, hungerten ja noch viel mehr nach Begegnen mit der Natur, nach Grün und Licht und Luft; das alles war ja nur mit umständlichen und kostspieligen Fahrten erreichbar; kein schnelles Aufs-Rad-Schwingen und auf eine Stunde mal hinaus zu einem Blick auf Felder und Wiesengrün und ein Waldeckchen.

So ist mir mein erstes altes Lesebuch unvergeßlich geblieben mit dem Anfang eines Lesestückes: "Wunderbar fröhlich wird es mir im Herzen, wenn ich einen grünen Grasplatz sehe." Diese Worte las ich so gerne, immer wieder und wieder, als stiegen sie immer neu auf aus eigenem sehnsüchtigen Herzen. Und was sollten sie heut einem Großstadtkind noch sein und sagen? Nichts könnte es mehr mit ihnen anfangen. -

Also da waren sie, die Brüder, zwei stattliche junge Menschen geworden, ehe ich mich recht auf sie besann. Mein lieber Anton, seit Jahren schon als Kaufmann tätig in einer alten Berliner Firma, Seifengeschäft engros und Bankgeschäft von Heinrich Keibel, Spandauerstraße - einem Jugendfreunde meiner Mutter. Die Fabrikräume lagen am Ufer der Spree; ein dunkler Winkel wars, in dem Du Deine Jugendjahre zugebracht hast in schlichter treuer Tätigkeit, ohne kaufmännisches Genie, das sich einen anderen Platz hätte erkämpfen können. Zu beiden Seiten der Fabrik nachbarliche dunkle Höfe, wo Böttcher hämmerten, Färber in den trüben Fluten der Spree ihre Waschbänke schwimmen ließen, ringsum Klänge der Arbeit; nur der Turm der alten Nikolaikirche ließ mit seinem Glockenspiel Melodien hinwegziehen über die düsteren Geschäftshäuser mit ihren hohen geschwärzten Dächern hell und freundlich, und doch, im Grundton wieder das Gleiche, das Wort das auch über Deinem Leben stand: "Üb immer Treu und Redlichkeit - ". Damit brachtest Du es, mein lieber Anton, schließlich zum Prokuristenposten nach festlich gefeiertem 25jährigem Jubiläum.

Und immer mit lachendem Humor in dem eintönigen Alltagsdasein; dieser Humor hatte eine ganz andere Note, anders als von Hans, obwohl sie beide aus dem gleichen Familienquell flossen; bei der größten Treffsicherheit jedes Wortes war er immer gleich lebenswürdig, ohne jede verletzende Schärfe und darum so geliebt von Allen. Tratest Du irgend wo ein in einen Kreis, tönte bald glückliches Lachen, dankbares, denn wer dankte nicht für eine solche Befreiung?

Gleich gerne gesehen wart Ihr beiden Brüder, Du mein lieber Hans warst ja der Bedeutendere. Dein Künstlerberuf mit seinen vielseitigen Interessen gab Dir einen größeren geistigen Horizont, machte Dich zum glänzenden Unterhalter; Dein Humor sprühte auch, war aber kämpferischer, forderte zur Abwehr heraus, den gütigen Blick für das allzukleine, schwächliche im Menschen hattest Du nicht. -

Als ich 13 Jahre alt war, warst Du 21, hattest das Studium auf der Kunstakademie absolviert, warst Schüler bei Prof. Eduard Mandel, dem letzten großen Vertreter der Kupferstechkunst, in dessen Atelier Du mühsam mit dem Griffel Linie um Linie in die Kupferplatte ziehen lerntest, selbstlos, ohne eigene schöpferische Arbeit, die hinterlassenen Werke großer Künstler wiedergebend für den Druck.

Und wolltest doch so gern selbst ein Maler werden, hattest so viel innere Kräfte in Dir dazu. Es durfte nicht sein; bei dem Tiefstand der wirtschaftlichen Verhältnisse mußtet Ihr Söhne beide sehen, so bald wie möglich selbständig zu werden, und dazu bot das Kupferstechen mehr Aussicht als das Malen. Aber später selbst ein Ausgezeichneter in dieser herben Kunst geworden, konntest Du das ganz freie Schaffen nachholen; und wie hast Du es getan auf Deinen herrlichen Reisen, welch wunderbares, malerisches Können offenbarte sich in Deinen Skizzenbüchern.

Ich liebte natürlich den älteren Bruder, der sanfter mit mir umging, mehr als den jüngeren. Seine großen braunen Augen sah ich immer gütig auf mich gerichtet, in den leuchtend braunen Augen des anderen stand es wie Kampfansage, blitzende Spottlichter. Es mußte wohl auch solch ein Zwittergeschöpf, wie ich es in den Flegeljahren war, dazu herausfordern.

Mit beiden Beinen stand man noch im Kinderland, atmete seine Frohsinnsluft mit den gleichaltrigen Gespielinnen, und fing doch schon an, die Vertreibung aus diesem Paradiese zu ahnen aus den Gesprächen der Erwachsenen. Wenn sie so ohne Schonung eingriffen in diesen Dualismus der Stimmung, war man wie ein wundes Tierchen, verkroch sich am liebsten oder errichtete eine trotzig Mauer um sich und biß und kratzte. Wie oft mußte ich dann hören: "Na, da macht sie ja wieder ihre Königsaugen!"

Meine Mutter hatte oft Mitleid mit mir, sah tiefer in mein ungezügelttes Wesen hinein, doch auch von ihrer Schutzengelgüte machte ich nicht gern Gebrauch. Ich weiß, daß ich, trotz der großen Liebe zu ihr, meine Explosionen mit manchem unfreundlichen Wort auch an ihr ausließ, eine Notwehr der Seele, die es zum Äußersten kommen lassen wollte, um sich durch den Weg in die Reue aus der Hochspannung zu erlösen; denn wenn ich die Mutter traurig sah, wars aus.

Und zur Erhöhung dieses Reuegefühls, um mich ganz weich zu machen, ging ich dann an ihren Schreibtisch, wo für solche Fälle ein Zauberbuch stand, dessen Aufzeichnungen von ihrer Hand nie verfehlten mich ins Herz zu treffen. In weißem Pergamentband, neben dem blaugoldenen Schiller, stand es, ich wußte genau die Seite, wo es stand was ich suchte; es war die Nachricht von meiner Geburt, und daß Gott ihr damit einen Trost geschenkt für den Verlust ihres kleinen vierjährigen Peters. Ich sollte nun - bei den letzten Worten kullerten schon die Tränen. Aber freilich, dieses wiederholt angewandte Mittel bestätigte traurig die Wahrheit des alten Sprichwortes vom Weg zur Hölle, der mit guten Vorsätzen gepflastert ist.

Wenn es auf diesem Wege einmal nicht ging, hatte ich noch einen anderen, verschloß mich in mein Kämmerlein und ging zu meinen Puppen, von denen ich mich besser verstanden glaubte als von den Menschen. Ich hatte sie zwar arg lange Zeit vernachlässigt, mich gradezu ihrer geschämt vor den Freundinnen, die über solches Spiel längst hinaus waren, und so rächten sie sich wohl, sahen mich mit ihren gläsernden Augen verständnislos, mitleidlos an, daß ich sie wieder einpackte. -

Der Kräteschatz meiner Phantasie, mit der ich ihnen früher Leben einhauchte, war allmählig leer geworden; nur die Spiele mit den Freundinnen draußen gingen weiter mit immer neu hinzukommenden Reizen. Da trafen wir uns, um den weiten Weg zusammen zu gehen, in früher Morgenstunde zum täglichen Badegang; wir hatten einen Badeklub gegründet. Wo sich das Wasser befand, konnte ich jetzt nicht mehr angeben; frei lag es da, kostenlos für unser Schwimmen-lernen. An Sonntagen wurden Badefeste gefeiert, wenn die Schule nicht unsere Zeit begrenzte; dann führten wir allerlei zu Hause bereitete Speisegenüsse in Töpfen und Schüsseln mit uns, Blumen, uns festlich zu schmücken, Wettschwimmen gab es mit Preisen. -

Mein Onkel Major, der uns morgens von seinem Fensterplatz mit einem Opernglas bei unseren Auszügen beobachtete, uns "die Räuberbande" getauft hatte, war unser Wohltäter mit kleinen Geldspenden. Eine ganz törichte Sache war eigentlich dieses gesundheitswidrige Baden des morgens vor der Schule. Zuerst der weite Weg dorthin, baden, in Eile wieder anziehen, wieder hastiges Laufen in die Stadt hinein in die Schule; und dann fünf Stunden angestrengt zuhören und arbeiten müssen in unserem schlimmen Wachsalter, das sich bei mir mit Kräfteverbrauch sehr geltend machte; ich weiß, daß ich oft einschlief vor Müdigkeit in der Schulbank. Aber je toller, je besser.

Drei Schwestern waren dabei, eine mir zu besonderer Freundin geworden als Klassenkameradin, deren Haus uns zur Verfügung stand für alle Torheiten; durch alle Zimmer durften wir toben, im Schlafzimmer über alle Betten hinüber, die zu Haus zärtlich gehütet wurden in ihrer Glätte. Aber da war die Mutter eine Kranke, früh gelähmt, auch in ihrer Sprache; ihre unartikulierten Laute, mit denen sie wohl manchmal eingreifen wollte, achteten wir nicht, und er Vater, der Zahlmeister war, kam erst des Abends nach Haus. Eine Haushälterin machten wir uns gefügig mit kleinen Geschenken; zu Theateraufführungen, meist grotesker Art, wurde das Inventar aller Schränke geplündert.

Aber zu Zeiten hatten wir auch wieder ganz ernste Zusammenkünfte, lasen mit verteilten Rollen Schillers Dramen, traten in den Kirchenchor der Invalidenkirche ein, gingen fleißig zu den Proben, um am Sonntag fromme Lieder und Hallelujah für die alten Stelzbeine zu singen, wurden im ganzen allmählig braver. -

Die Ankunft der beiden Mecklenburger Pensionärinnen, Kusinen entfernter Grades, denen ich mich nun ganz widmen sollte, wurde dann zum Einbruch in den festen Verband unserer Freundschaft. Sie waren etwas älter als ich, schon damenhaft in ihrer Kleidung, ihrer Haartracht, ihrem ganzen Gehaben, trotzdem wurden sie meine Klassengenossinnen.

Sie waren von eigenartiger Schönheit, und sie wußten es auch, standen morgens lange vor dem Spiegel und waren eifrig bemüht, mich einzuweihen in die Geheimnisse mädchenhafter Eitelkeit. Es gelang ihnen nur schwer. Wenn sie ihre langen blonden Haare, wohl nach der Sitte des Großherzoglichen Schweriner Hofes, in ein lang herabfallendes Netz steckten, was ich sehr bewunderte wie unser ganzes Haus, insonderheit meine beiden Brüder, - kam ich mir mit meinen kurzgeschnittenen glatten dunklen Stoppelhaaren wie eine Distel vor neben zwei Rosen; meine langen Zöpfe hatte ich mir abschneiden lassen, trotz heftigen Einspruchs von Vater und Brüdern, hatte es aber durch unablässiges Quälen bei meiner Mutter erreicht, zur größeren Bequemlichkeit beim täglichen Baden. -

Das Dasein der Kusinen brachte manches Gute für mich, Genüsse die mir sonst nie zu Teil geworden wären. Sie hatten es so gern, daß ich alles mit ihnen teilte und wußten das bei meinen Eltern durchzusetzen. Ein französischer Sprachlehrer kam ins Haus zum Erteilen französischen Konversationsunterrichts, Hr. Levin, ein Blinder; wir verehrten und liebten ihn, konnten aber trotzdem dem Reiz nicht widerstehen, seine Blindheit auszunutzen, um mitten in aller Hingabe, allem Ernst, ihm unsichtbar allerlei Albernheiten zu treiben. Ich sehe uns drei Mädels deutlich vor mir bei einem Kaffeebesuch, zu dem er uns eingeladen, wie wir da unsere drei Köpfe ganz nahe über einen Kuchenteller reckten, um nach langem Aussuchen das beste Stück im Kampf zu erringen, - ich fürchte, daß ich der schuldigste Teil war bei allem Unsinn.

Die Krone der gemeinsamen Freuden war ein Theaterbesuch zu einer Operaufführung von Lohengrin, und der Kammersänger Niemann, der in ganz Europa gefeierte Sänger, war der Schwanenritter. Vor seinem Bilde, im Schuhkasten eines Fotografen, hatten wir schon halb entrückt gestanden; wir fieberten vor Aufregung bis die Abendstunde der Erfüllung nahte. -

Als nach der glanzvollen Aufführung mein Vetter Herrmann, als nötiger Heimbegleiter, uns in der Garderobe erwartete, glaubte er vor drei Irrsinnigen zu stehen, die immer leidenschaftlicher wurden, je kühler er unsere Entzückens-Ausbrüchen begegnete. Als er sich aber vermaß, zu sagen - "Kinder, jetzt müßt Ihr Euren Schwanenritter in seinem Stammlokal sehen bei einer Berliner Weißen", da trennten wir uns von ihm mit dem Schwur ewiger Feindschaft. Soll man bedauern einmal so töricht gewesen zu sein in jugendlicher Schwärmerei? Nein - solche kleine Trunkenheiten brauchen alle einmal, sie waren wohl schon einberechnet in den seelischen Organismus, wie die Kinderkrankheiten im körperlichen; man brauchte sie als Notwehr gegen den zudringlichen Griff des nüchternen Lebens. Sogar die Natur hat, ohne unser Zutun, solch wohltätige Hilfsaktion eingeführt in unserem Traumleben, wenn sie uns den nächtlichen Schein schickt nach der grauen Einförmigkeit des Tages. Und die Kunst, - was ist sie anderes als eine solche Erlösung von der Wirklichkeit in edelster Form. -

Das größte Ereignis gemeinsamen Erlebens für uns drei war der Krieg 1870/71, - sehr groß gewiß damals, doch wenn ich an die Tragik unseres letzten Krieges zurückdenke, erscheint mir das Wirken damals auf unsere Gemüter nur wie ein flüchtiges Berühren, eine Episode fast, gegenüber eines, mit Erschauern erlebten, Schicksals. -

Meine Brüder, gesund und kräftig, blieben zu Haus, frei gesetzt von einem uns befreundeten Regimentsarzt für die Ungestörtheit ihres Berufes, man hatte Soldaten genug. - Wer wäre 1914 zu Hause geblieben? Selbst die ganz Jungen, noch Knabenhaften drängten sich heran, furchtlos vor Gefahr und Not und Tod, wenn auch die Schwere des Kommenden ahnend, und keine Mutter hätte, wäre es auch der einzige Sohn gewesen, ihn zurückgehalten.

Man war damals des schnellen leichten Siegens so gewiß; die Schlachtberichte las man ohne große Aufregung in den Zeitungen, hörte wohl, aus Privatbriefen, von gewaltigen anstrengenden Märschen mit wundgelaufenen Füßen, von herrschenden Krankheiten, von Typhus, Ruhr, Pocken, doch nichts kam gleich an Kriegsnot, dem Schrecken des Stellungskrieges. Das Bivouakieren der Truppen in Kälte und Nässe mußte zeitweise sein, doch kamen immer wieder Nächte in requirierten Quartieren, die Ernährung war gut und reichlich - und ein einziger Feind nur, dem wir überlegen waren an militärischer Sicherheit. Der 2. September mußte erst kommen, um eine gewaltige nationale Begeisterung auszulösen, die Schlacht bei Sedan, Napoleons Gefangennahme.

Die große Nachricht kam, als ich mit Kläre und Ulla an dem Morgen auf dem Weg zur Schule waren. Wir hörten Glockenläuten die Stadt durchhallen, sahen von fern auf den Straßen aufgeregte Menschenansammlungen, weiße Blätter in den Händen schwingend; aus den Fabriken unserer Vorstadt strömten die Arbeiter, überall Händeschütteln und Umarmungen der Freude, ein Durchbruch gemeinsam empfundenen Glücks, das damals alle so streng gehüteten sozialen Klassenunterschiede aufhob.

Unabsehbare Menschenzüge strömten durch die Friedrichstraße, damals Hauptader des Verkehrs, nach den Linden. Vor dem kgl. Palais staute sich die Menge; begeisterte Väterlandslieder und Rufe stiegen auf zu den Fenstern, vorbei an dem historischen Eckfenster, an dem, in Friedenszeiten, die Gestalt König Wilhelms erschien beim Vorbeiziehen der Wachtparade zum Lustgarten. -Die Königin trat heraus auf den großen Balkon des ersten Stocks, dankte und winkte wieder und wieder bewegt der Menge zu; dann las sie die Depesche mit des Königs Worten vor, mit dem demütig bescheidenen Anfang: "Durch Gottes gnädige Fügung ist uns der Sieg geschenkt" - Der Frieden kam mit seinen Feiern, der Einzug durchs Brandenburger Tor, wo das schönste Mädchen der Stadt, die Tochter des Bildhauers Bläser, eine unserer Mitschülerinnen, im

weißen Kleid mit Kornblumenkreuz, den Lieblingsblumen König Wilhelms, die Sieger grüßte. Die anderen Schülerinnen hatten Zuschauerplätze bekommen auf Schiffen, die an der Schloßfreiheitsbrücke lagen, auch wir alle in weißen Festkleidern mit Kornblumen geschmückt.

Das war das zweite Mal schon in meinem Leben, daß ich unseren geliebten König so grüßen durfte; als Schülerin der untersten Klasse war es, 1861, als Friedrich Wilhelm IV gestorben, und Wilhelm I ihm gefolgt war auf den Thron. So viel ich mich erinnere, war die Krönung in Königsberg gewesen, und unser festliche Empfang hatte seinem und der Königin Augusta Einzug in Berlin gegolten. -

Von der großen politischen Bedeutung des Sieges über Frankreich war meinem siebzehnjährigen Geist und Herzen wohl kaum etwas eingegangen, aber auch das Freudige an der Sache, die großen Feiern, das stolze Bewußtsein der Nation, gepaart mit der Hoffnung auf kommendes reicheres Wohlleben, das überall spürbare frohe Aufatmen, alles große Geschehen dieser Zeit trat zurück in meinem Innenleben vor einem Ereignis persönlicher Art, einem, das im Miterleben mein Fühlen und Denken ganz aufgewühlt hatte. -

Ein Mord war es an einem kleinen Jungen, der in unserer Straße wohnte und morgens die Frühstücksbrötchen brachte, und sein Stiefvater, der Baslzer, hatte ihn an ihn verübt. Der Blick von meinem Kammerfenster aus ging gerade auf die Stelle hin zu dem Gebüsch, in dem nan den erwürgten Knaben gefunden. Es war eine Sturmnacht gewesen, und beunruhigt davon, hatte ich nicht schlafen können. Als die Nachricht kam, war mein erster Gedanke: da hast Du nun wach gelegen, als die grausige Tat geschehen, die Hilferufe des armen Kindes sind an Deinem Fenster vorbeigezogen, warum konntest Du ihm nicht beistehen in seiner Not! -

Und dann - warum erbarmte sich Gott nicht? Zweifel an Gottes Güte wurden quälend laut in mir. Ich nahm mir vor in der Konfirmandenstunde mit dem Prediger Sydow darüber zu sprechen, und immer wieder fehlte dann der Mut. Der alte Herr war der berühmteste Kanzelredner Berlins, doch abgekämpft, müde, nichts mehr ausgehend an innerer Freudigkeit in seinem Amt. Katechismus, Sprüche, Gesangbuchlieder wurden abgefragt, nie etwas Erweckendes, Emporreißendes für das Gemüt. Gott blieb fern und verhüllt.

Wie anders hätte man eindrucksbereiten Kinderseelen Jesus nahebringen können in seiner Menschlichkeit; mit seinem Wort: Lasset die Kindlein zu mir kommen - seine Hand ausstreckend zum verzeihen, heilen und trösten. Nichts nahmen wir mit aus diesen Stunden, und welche Scheu ist doch in einem Kind, mit anderen Menschen von Gott zu reden als mit einem dazu Berufenen.

In den Lebenserinnerungen eines bedeutenden Mannes las ich: "Wenn ich mein frühestes Bewußtsein in der Erinnerung aufsuche, so bricht aus den Tiefen der Kindheit ein Lichtschein, das Gebet meiner Mutter. In den Kinderschlaf begleitete mich eine einhüllende Güte, die durch etwas unfaßbar Heiliges hindurchstrahlte. Wohl dem Kind, dem das Geheimnis Gottes über seiner Hütte gewesen ist."

Nach zwei Jahren Unterricht kam der Konfirmationstag, ein grauer Novembertag, der für mich ganz allein eingesetzt werden mußte, da ich aus Krankheitsgründen den gemeinsamen Feiertag versäumt hatte. Einsam stand ich am Altar in der weiten kalten ungeschmückten Kirche, kein Orgelspiel, kein Teilnehmen von Freundinnen, von Kirchenbesuchern, zu einem feierlichen Miterlebens; ein paar Verwandte hatten sich eingefunden, die sich am Alltag frei machen konnten. Bedrückt von dem Gefühl des Fehlens jeder Gemeinschaft, nicht erfüllt von meinem Gottesgelöbnis, matt nach eben überstandener Krankheit, mir selbst so fremd in dem langen schweren Seidenkleid, ging dieser Tag hin, mehr wie ein Trauertag, ebenso eindrucklos auch in seinen Abendstunden im Kreise der geladenen Verwandten. -

Ich war nun 17 Jahre geworden, hatte die Schule verlassen, ein schmerzlicher Einschnitt in mein Leben schien es mir; nichts gab Ersatz für das Verlorene, für das Lernen, das in den höheren Klassen eine Wertbeurteilung für mich bekommen hatte, ein Aufgeschlossen-Sein war in mir für alles mir geistig nahe gebrachte, besonders für die Weltgeschichte und Dichtung.

Ich weiß so deutlich diesen ersten Morgen ohne Schulgang, ein Staubtuch wurde mir in die Hand gedrückt und Tränen tropften darauf, wenn wieder und wieder die Gedanken fortliefen von der eintönigen Arbeit in das Klassenzimmer mit uns Schülerinnen und Lehrern. Wie war es immer so lustig in den Pausen gewesen, wenn Lachen und Humor wieder ihren Auslauf hatten!

Eine dieser kleinen Freiheits-Viertelstunden hatten wir angesetzt zum Träume-Erzählen und Träumedeuten. Wenn ich Antroposophin gewesen wäre, hätte ich mir einbilden können schon einmal auf der Welt gewesen zu sein zu Pharaos und Josefs Zeiten in Ägypten, so schnell und, wie man behauptete, so poetisch wäre ich in dieser Traumdeuter-Rolle gewesen. -

So gingen meine Tage längere Zeit hindurch einsam hin in suchendem Verlangen nach lebendigem Austausch mit Gleichaltrigen. Die Freundin, von der ich schon erzählt habe, die mir bis dahin die Liebste

gewesen und nur etwas in den Hintergrund gedrängt worden war durch das engere Zusammenleben mit den beiden Kusinen, mußte angestrengt für ihren zukünftigen Lehrerinnenberuf arbeiten; etwas Entfremdung war auch schon vorher zwischen uns eingetreten, an der ich die Schuld trug; hätte ich geahnt, wie schmerzlich Ihr der Bruch gewesen, - ich erfuhr es erst später durch einen Brief, den sie mir geschrieben - ich hätte der Stimme in mir gehorcht, ihr versöhnend die Hand zu reichen zu einem neuen Zusammengehen. Es trat auch örtliche Trennung ein, sie zog mit den Eltern fort aus unserer Straße. Nur einmal sahen wir uns noch, als ich ihr mit meinem ältesten vierjährigen Jungen an der Hand begegnete. Diese Augen sahen mich doch seltsam an; in ihren freundlich hellen Fenstern schattete etwas im Hintergrunde, etwas was wohl ich nur sah - die Schuld.

In einem Buch von Frenssen las ich vor Jahren von einem alten Knecht, der scheu und einsam auf einem kleinen Hof lebte. In seinem Inneren saß ein Schuld-tragen, nicht um viel, um ein paar Groschen, die er seiner Mutter verweigert hatte, einst, als sie ihn darum gebeten. Das kleinste Unrecht an anderen wird groß, wenn es in der Erinnerung aufersteht, man hört noch deutlich, so lange es auch schon verklungen ist, jedes harte Wort das man gesprochen. - Die Freundin starb jung an den Folgen eines Sturzes bei Glatteis, eine innere Verletzung war zu spät erkannt, und der Tod kam nach qualvollen Leiden.

Im Hause der verlassenen Freundin hatte ich ein Mädchen kennen gelernt - neue Freundschaften schließen sich ja schnell in jungen Jahren - ein gleichaltriges Mädchen, das immer still zurück stand bei unseren lauten Spielen; sie war äußerlich etwas vernachlässigt von der Natur, hatte einen etwas verwachsenen Körper, der aber einen feinen Kopf trug mit dunklen Augen im blassen Gesicht, Augen, die strahlend aufleuchten konnten.

Sie war aus niederem Stande, wohnte in einem alten kleinen Hause, in dem der Vater eine Stellmacherwerkstätte hatte. Früh schon aus der Schule genommen, mußte sie als Handarbeitslehrerin einer Volksschule und auch bei häuslicher Näharbeit Geld verdienen, um die Eltern zu unterstützen. Sie tat mir leid, außer den Spuren des Herzleidens stand noch ein anderes Leiden in den bleichen Zügen, wie ein Wissen um ihr Schicksal und manches kommende Entsagenmüssen.

Ein schweres brachte ihr der Umgang mit meinen Brüdern, in der unerwiderten Liebe zu meinem Bruder Anton. Das Herz ertrug das auferlegte Kämpfen nicht, sie starb früh, hatte aber mein Liebes- und Eheglück noch erlebt, meine Hochzeit und die Taufe unseres Wolf.

Ich hatte sie sehr lieb, doch nicht in so schwärmerischer Weise wie sie mich; sie mochte wohl den Dank in ihre Liebe zu mir hinein gelegt haben für alles, was sie in unserem Hause an Glück erlebte, das ganze Herausheben aus der Atmosphäre ihres Elternhauses zu einer geistigeren, zu einem Aufblühen vorher gebundener Kräfte und Anlagen in Geist und Gemüt.

Eine Mädchenfreundschaft schien mir nie heran zu reichen an die Freundschaft zwischen Männern, wie sie mir schon früh im Verkehr meiner Brüder begegnet war, wenn ich auch nicht klar erkannte, was sie unterschied. Es war nur ein Ahnen davon, das später in Büchern, in Lebensschilderungen bedeutender Männer mir den Einblick gab in ein ganz anderes Zueinander-Stehen, Mann zu Mann.

Im gegenseitigen Austausch von Gedanken und Interessen war da ein Wachstum von Geist und Herz, eine andere Anteilnahme, ein Vergessen der eigenen Interessen über die des Freundes. So begeisterte ich mich, - im 14ten Jahr war es wohl, an der edlen Freundesliebe in Schillers Don Carlos; ihre poesievolle, pathetische Darstellung hatte mir tiefen Eindruck gemacht. Ich lernte das Gespräch zwischen Marquis Posa und Don Carlos auswendig, könnte es heute noch deklamieren, wie damals in der Schule, in der Klasse, wo ich als Carlos auftrat. O, diese Stelle: "Wenn's wahr ist, daß die schaffende Natur den Roderich in Carlos wiederholte, und unsrer Seele Saitenspiel als Morgen unseres Lebens gleich bezog - " und dann der Höhepunkt: "Wenn eine Träne, die mir Linderung gibt, Dir teurer ist als meine Gnade - " und Posa erwidert: "O, teurer als die ganze Welt!" Marquis Posa stand als ein kleines dickes Judenmädchen mir zu Seite, Morgenstern hieß sie, aber ich sah uns beide nur im ritterlichen Kleide und war so erschüttert von meinen eigenen Worten, daß ich mich beim Abstieg vom Katheder festhalten mußte. -

In den Jahren, von denen ich jetzt schreibe, ist doch wenig Höhenrichtung in uns Mädchen vorhanden; die Gedanken drehen sich meist um Spiel und Tanz und kleine Liebeleien, um Kleider und sonstigen Tand. Die heutige Zeit hat wohl viel daran gewandelt, hat mit Arbeit aller Art einen Schwerpunkt in das Leben hinein gelegt, einen Mittelpunkt, der das Weiche und Flatternde mehr und mehr in sich hineinzieht.

Beschäftigung, Arbeit, gab es im Haushalt kaum, nie ein gründliches Anlernen, denn ein Dienstmädchen fehlte auch im bescheidensten Hause nicht. Meine Mutter war noch so rüstig, ließ sich ungern helfen. Man lernte ein bißchen Schneidern, machte Handarbeiten, spielte Klavier, - ich brachte es zu einer mühsam

eingebübten Mozartsonate.

Eine etwas ernstere Note kam in mein Leben hinein durch das Angebot meiner Mutter, mich und meine Freundin Helene mit zu den Proben des Bachvereins zu nehmen, ein etwas gewagtes, da wir keine Sänger waren für die Bewältigung einer solchen Aufgabe und ein Prüfungssingen unheilvoll für uns ausgefallen wäre. Im mütterlichen Vorschlag steckte wohl der Wunsch, das Interesse für gute Musik in uns zu wecken; und so gingen wir dann getreulich, schüchtern und stolz zugleich mit ihr zu den Proben, blieben bescheiden im Hintergrund, unser Notenblatt in der Hand, unsere Stimmen von den anderen sicher geführt, unschädlich leise mitklingen lassend im Chor.

Man war in den Anfangsübungen für die große Mathäus-Passion. Und so wenig wir beide auch musikverständlich waren, erfaßte uns doch ein andächtiges Staunen vor diesen zum Himmel auftürmenden Chören. Das aus den ersten Anfängen sich endlich, nach mühevolem Üben zu einer vollendeten Aufführung entwickelnde Werk, erhöht noch durch die Gesangseinlagen berühmter Solisten, fand ein andächtig zuhörendes Berliner Publikum.

Auch das junge Kronprinzenpaar war zugegen. An einem der nächsten Abende erging an die Gruppe der Hauptsänger eine Einladung ins kronprinzliche Palais für eine kleinere Aufführung; meine Mutter war als Ehrenmitglied natürlich dabei. Sie konnte uns nachher gar nicht genug erzählen von dem festlichen und liebenswürdigen Empfang. Am Schluß, beim Tee, wäre der Kronprinz an sie herangetreten zu einem kurzen Gespräch über die Aufführung, hätte ihr dann die Teetasse abgenommen zu neuem Einschenken. Ich weiß, wie ich sie damals beneidet habe um dieses Glück, unseren Kronprinzen Friedrich in die schönen leuchtend blauen berühmten Hohenzolleraugen zu sehen, um dann dieses Ereignis anderen Tages meinem geheimen Seelenfreunde, meinem Tagebuch, mitteilen zu können, das doch ziemlich mager und unterernährt blieb in dieser Zeit.

Die Tanzstundenbegebenheit war leider nur eine halberfreuliche, da mein Bruder Anton, zehn Jahre älter als ich, mich in seinen Freundeskreis hineinnahm, dessen Ton unter den schon ganz erwachsenen Tanzstundendamen mir wenig behagte, ebenso wie ich den jungen Herren wohl keine Freude gewesen sein werde in meinem noch zu unentwickelten ganzen Sein.

Über diese Enttäuschung konnte meine sonst immer hilfreiche Phantasie mir auch nicht hinweghelfen, wie sie auch sonst manche Entgleisung erlebte; so verkündigte ich eines Tages, schon in geistiger Vorschau, das romantische Ereignis meinem Tagebuch vom Besuch in unserem Hause eines wirklichen Dichters, dessen Verse mich begeistert hatten. Zwar hatten sie in keinem Gedichtbuch gestanden, nur im Kladderadatsch, aber ihr Wohlklang ging mit mir, besonders in der sich immer wiederholenden Endstrophe der Verse: "Und Frühling, Frühling muß es werden, und unsere Rosen müssen blühen."

Daß der Völkerfrühling damit gemeint war, störte mich nicht. Und nun kam er, der Dichter. Wenn ich ihn mir auch nicht als Idealgestalt gedacht hatte, mit Lorbeerkranz und einer Leier im Arme, so doch etwas appolinischer, - keine kleinste Locke über der Stirn, aus der die schönen Verse hervorgegangen waren, und die Augen unter der Brille ohne seelischen Aufschlag. -

Dennoch blieb ich ihr treu und sie mir, die holde Göttin Phantasie, - aber gesund wäre es mir trotzdem gewesen, ein tüchtiges Stück Arbeit in mein Leben zu bekommen, heilsam für Gegenwart und Zukunft, Arbeit wie sie die Mädchen dieses Alters jetzt alle als Pflicht haben; so ein Landjahr wäre mir sicher von Nutzen gewesen für Körper und Geist.

Höre ich jetzt von Sport der Mädchen, von morgendlichen Lauf in freier Luft, sehe ich auf dem Schulhof turnen, nackt Beine und Arme zu wohllichem Erstarken, dann kommt mir noch nachträglich der Neid, und das Lachen über die Turnstunde, die, als große Errungenschaft, in einem Privatzirkel eingerichtet wurde, in der Schule gab es noch keinen solchen. in einem halbdunklen Raume, einem unbenutzten Lagerraum, waren ein paar Geräte aufgestellt, ein Rundlauf hing zu unserem Entzücken an der Decke. Die Lehrerin erschien, belächelt von uns, in Hosen und Kittel, während wir, als höchstes Zugeständnis, unsere Reifröcke ablegten und die steifen Korsetts. Ich sehe sie noch hängen, alle die Hühnerkörbe an den Händen aufgereiht, - aber ihr Leben war nur noch kurz zum Glück, da die Kaiserin Eugenie dieses Ungetüm ablegte, ihre eigenste Not-Erfindung _____ . -

Unbeanstandetes Zusammensein mit männlichen Kameraden gab es nicht; Freundschaft und Ideenaustausch mit ihnen muß doch ein Zuwachs an Mädchenglück gewesen sein. So kann ich wirklich nicht wie viele meines Alters es tun, von der guten alten Zeit reden, der Zeitatmosphäre der ersten Jahre nach dem französischen Kriege mit der behaglichen materiellen Zufriedenheit in den Bürgerkreisen gedenken. Die

rühmlichen Kriegstaten waren vollbracht, der Sieg hatte uns Wohlhabenheit durch seine Landeroberungen gebracht, hatte Wirtschaft und Handel belebt, man konnte in sanftem Rhythmus dahinleben; ein Dasein ohne strenge Forderungen war es, Rückkehr noch einmal eines Stückes Biedermeier-Gemächlichkeit, die persönlichen Interessen im Vordergrund. Es scheint mir eine gewisse geistige Bewegung gefehlt zu haben, denke ich an das gesellschaftliche Zusammensein, an die Familiengespräche zurück, auch an die der Jugend bei freundschaftlichen Zusammenkünften in unserem Hause mit den Freunden der Brüder. Über Staat, Religion, Schule, Universität, Kirche habe ich nie sprechen hören, Kunst und Literatur waren die Themen, Politik selten. So konnte ich auch, als mich ein Enkel nach der politischen Strömung der Zeit fragte und wie ich sie erlebt, nur antworten: Davon weiß ich nichts, nein nichts, mein Junge - einem fragenden Hitlerjungen natürlich unbegreiflich. Es wurde wohl eine Zeitung gelesen in unserem Hause, die Kgl. privilegierte preußische Vossische Zeitung, die gute alte Tante Voss, wie sie der Berliner nannte.

Man gehörte auch verschiedenen Parteien an, war fortschrittlich oder konservativ, auch in unserer Familie gab es Spaltungen, doch regte man sich nie darüber auf. An jedem Sonnabend Abend las mein Vater, am Familientisch, das Witzblatt, den Kladderatsch laut vor, immer bei einem Glase schäumenden Weißbieres, dem Berliner Nationalgetränk, das in einer grauen Steinkruke auf den Tisch kam, der Korken von einem starken Bindfaden festgehalten; sehr vorsichtig mußte man mit ihm umgehen, wie bei einer Sektflasche, denn er sprang, wie der des Edelgetränks knallend heraus bis an die Decke, - ein wunderbares Sommerlabsal war übrigens dieses Weißbier, von hellem Aussehen und belebendem Mussieren in angenehmer Säuerlichkeit.

Wir, mein Vetter Herrmann und ich, hörten dem Vorlesen gerne zu, grüßten die typischen, in jeder Nummer wiederkehrenden Gestalten wie alte Freunde, den Titelblattkopf des Kladderatsches mit seinem schlaun Lächeln, der Warze auf der Backe, am amüsantesten aber war uns der "Zwickauer", dessen Bemerkungen, vorgetragen in seiner sächsischen Aussprache, uns oft so zum Lachen brachten, daß wir hinausgewiesen wurden und ins Bett, - denn ein anderes Zimmer mit Beleuchtung gab es nicht; dazu war man zu sparsam um zwei Petroleumlampen anzuzünden. Den guten alten Kladderatsch, wie gerne sähe ich ihn noch einmal wieder, aber wie anders würde er heut aussehen, versuchte man ihn fortzuführen mit seinen traditionellen Gestalten und ihrem nichts und niemanden schonenden Reden.

O tempera mutandor! Wie oft fällt mir, in Zeitvergleichen, dieses Wort ein. So gestern, als ich in der Zeitung den Artikel las mit der Überschrift: "Bräute in der Mutterschule", in dem geschrieben stand: "Unseren jungen Mädchen heut ist es bewußt geworden, was es bedeutet, als Mutter gesunde und schöne Kinder zur Welt zu bringen, aber auch welche ungeheure Verantwortung sie mit der Mutterschaft dem Staat gegenüber auf sich nehmen." Wer hätte zu meiner Zeit gewagt, einem jungen Mädchen, einer "Braut" von Mutterschaft zu sprechen; auch nur eine Andeutung, daß es das Ziel der Ehe sei, dem Manne Kinder zu schenken, hätte ja der Liebe alle Poesie genommen.

Also, du gerühmte gute alte Zeit, wer Dich unbedingt preist, und es tuen das noch viele, - dem könnte es gehen wie in Andersens Märchen von den Galoschen des Glücks, trüge er sie an den Füßen und seufzte sehnend nach ihr; vielleicht nicht ganz so traurig wie dem Justizrat in dem Märchen, der das herrliche Mittelalter rühmt, und nun plötzlich hinein versetzt wird, auf stockfinstrer Straße steht, pflasterlos im Schlamm und Morast, den Weg zu seinem Haus nicht findet, keinen Wagen, keine Brücke über den Fluß, nur ein Boot zum übersetzen, und endlich befreit aufatmet, als er wieder der Galoschen ledig in der Gegenwart steht, ein gründlich Bekehrter.

Mein eigenes Erkennen so mancher Defekte am Leben meiner Jugendjahre und mein Rückblick darauf hat mir wohl leichter über die Schwierigkeiten der neuen Zeit hinweggeholfen, sonst stände ich auch, wie so mancher alte Mensch der Gegenwart, einem unbrauchbar gewordenen abgehängten Wagen gleich, auf einer vergessenen Station und sähe mißmutig den anderen zu, wie sie in stolzer Fahrt vorüber rollen.

Wenn Leute, der Gegenwart satt und ungerecht gegen sie, nichts findend in ihrer Größe, immer nur von der Goethezeit schwärmen, ihrer hohen Kultur, dann sollten sie sich einmal umsehen, umhören, was der alte Herr Geheimrat selbst von ihr ausgesagt - er scheint doch wenig zufrieden gewesen zu sein, wenn er berichtet: "Ich sehe die Zeit kommen", so sagt er in einem Gespräch mit Eckermann, "wo Gott keine Freude mehr an der Welt hat, und abermals alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung." Und ein anderes Wort von ihm: "Der Mensch muß wieder ruiniert werden" läßt auch nicht auf eine große Vollkommenheit der Menschen seiner Zeit und der gesamten Lebensumstände schließen. Besonders an der persönlichen Erscheinung junger deutscher Gelehrter gesteht er, keine große Freude zu haben: "Kurzichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend, das ist das Bild der Meisten; und, wenn ich mich mit ihnen

in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unsereiner Freude hat, nichtig und eitel erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Spekulation sie interessieren; von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist an ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben." Von der Literatur Deutschlands bemerkt er: "Sie war noch eine reine Tafel, auf die man mit Lust viel Gutes zu malen hoffte, jetzt ist sie so beschrieben und besudelt, daß man keine Freude hat sie anzublicken." Vieles könnte ich noch hinzufügen von Goethes Äußerungen des Mißfallens an seiner Zeit. Aber er träumt den politischen Traum von einem zukünftigen Deutschland: "Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde, unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe unter einander, und immer sei es eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reich gleichen Wert habe, eins auch: daß mein Reisekoffer durch alle 36 Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines Weimarischen Bürgers von den Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde als der Pass eines Ausländers."

Beim Einschalten solcher Betrachtungen komme ich nur langsam vorwärts mit der Historie meiner Jugend, stecke noch immer in den Backfischjahren, die sich mir allerdings sehr lang ausgedehnt haben, was ich, wahrheitsgemäß, bekennen muß. Mein siebzehnjähriges Dasein ließ mich, trotz seiner Einförmigkeit, die Wahrheit eines damals berühmten Ausspruches "Das Leben sei des Aus- und Anziehens nicht wert" nicht anerkennen, besonders Ersteres war mir sehr wichtig geworden, und wenn ein Ereignis von außen hinzukam mit der Forderung, meinen äußeren Menschen etwas aufzufrischen, war ich sehr glücklich.

Als nun die wohlhabenden Verwandten, von denen ich schon gesprochen, der Bruder meiner Mutter mit seiner Familie im Sommer 1871 nach Bad Elster mit seinen Stahl- und Moorbädern im sächsischen Vogtlande reiste, hatte er die Güte mich mitnehmen zu wollen und bot es meinen Eltern an.

Mir graute zwar davor, eingedenk der strengen Erziehung seiner Kinder, - da aber meine körperliche Entwicklung viel zu wünschen übrig ließ, bestand meine Mutter auf meinem Mitgehen; und allmählig begann in mir auch der Gedanke mit seinem Lockruf in eine ganz neue Welt einzutreten, zu wirken. Nur mein schlechtes Gewissen blieb noch Gegner des Planes; ich fürchtete die Beschämung der so viel Jahre jüngeren Kusinen durch ihre Strickkünste, vielleicht gar die Möglichkeit, daß sie mich um Rat fragen könnten, während mir das Stricken eines Strumpfes ein Mysterium geblieben war. Um gegen alle Fährlichkeiten gewappnet zu sein, lernte ich die Kunst, nach mütterlichem Rezept, auswendig und nahm es schwarz auf weiß mit mir.

So fuhr ich denn eines schönen Sommertages, erstaunlich wohlgekleidet, zweiter Klasse in die Welt hinaus. Wir wohnten in einem eleganten Hotel, das Sitzen im glänzenden Speisesaal in jedesmaliger Mittagstoilette aller Gäste gefiel mir, ich hatte allmählig doch etwas von meinen beiden schönen Lehrmeisterinnen, den Kusinen gelernt, und die Goldrahmspiegel auf jedem Absatz der teppichbelegten Treppen, die ich herunterstieg, machten mir von Woche zu Woche des gesunden Wohllebens ein freundlicheres Gesicht.

Morgens war ich mit auf der Brunnenpromenade, trank das stahlhaltige perlende Wasser, das die roten Blutkörperchen vermehrte; danach das Baden im mussierenden Eisenwasser und zweimal wöchentlich ein Moorbad, dessen schwarzen Urgrund ich allmählig lieben lernte, nach dem ersten zaghaften Eintauchen in die schlammige Masse, die dem Körperdruck nicht nachgeben wollte und die schauerlichsten Geheimnisse zu bergen schien an Wasserkäfern, Würmern, Kröten. Des Nachmittags wieder zu einem Konzertprogramm auf der Kurpromenade, weite Höhenspaziergänge auf den Bergen; ein jüngerer Bankkollege des Onkels lud mich oft ein zu einem größeren Ausflug mit Einkehr zu Zierkuchen und Wein in ländlichem Gasthaus. So gingen diese Wochen schnell hin, und das äußere Resultat war, daß bei meiner Rückkehr ein Hausbewohner staunend mich begrüßte mit den Worten: "Nein, Fräulein Manon, Sie haben sich aber herauskonserviert!" Die unnatürliche Wortbildung störte mich nicht, der Sinn tat mir wohl.

Eine andere Reise auf Einladung einer Freundin der Mutter führte uns nach Stettin. Ihr Mann, Bäukdirektor Barsekow und Familie besaßen ein Sommerhaus am Strande von Seebad Nisdroy. Nun sollte ich das Meer kennen lernen, dessen fremde Schönheit mir jedesmal beim Hören des Schubertliedes vor Augen stand, das meine Mutter so oft gesungen, mit seinem wunderbaren Anfang: Das Meer erglänzte weit hinaus.

Daß der Weg zu ihm hin ein Leidensweg sein würde, ahnte ich nicht. Der kleine Dampfer, der uns über das Haff brachte, schaukelte bei dessen kurzen stoßenden Wellen; die seegewohnten Leute merkten nichts davon, mich packte die Seekrankheit erbärmlich, daß ich dem Geist dieses Ungeheuers keinen Heroismus entgegensetzen konnte und wie ein Häufchen Elend dalag. Aber so geht es ja in der Welt nach dem alten Sprichwort: "Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen." Der Primaner Hans, der jüngste Sohn

des Hauses, der mit uns gefahren war, brachte meinen bejammernswerten Zustand in Verse; am anderen Mittag lagen sie unter meiner Serviette. Seine poetische Begabung schien sich überhaupt an mir zu entzünden, aber durchaus nicht in Liebesliedern, nein, immer nur in Spottversen.

So waren wir einmal weit durch Tannenwälder gewandert, auf dem Rückweg hatte ich den sehnlichen Wunsch, Schuh und Strümpfe auszuziehen und barfuß zu laufen, und, entgegen allen verständigen Warnungen davor, tat ich es, bis mein eigensinniger Wunsch schmerzliche Enttäuschung brachte mit brennenden Sohlen beim Gehen auf den stechenden Nadeln. Aber nun hieß es durchhalten, die spöttischen Gesichtszüge meines Begleiters Hans litten es nicht anders. Auch dieses Ereignis in meiner kläglichen Rolle wurde in Verse gebracht.

Und die K Lage über zu enge Strümpfe, über Magen- und Leibweh nach zu unmäßigem Kuchengenuß, alles was er durch die dünne Wand erlauschte, die sein Zimmer von dem unseren trennte, mußte ich in poetischer Gestalt erstehen sehen. Ich ärgerte mich schließlich so darüber, daß ich ihm die Freundschaft kündigte, die im Anfang so hübsch sich angebahnt hatte. Ich ging künftig einsam am Meeresufer bei unseren Fahrten nach Misdroy; seine Fremdheit und Größe zog mich an zu süßer Melancholie.

Diese Hochspannung löste sich schließlich wieder zwischen uns. Wir gingen, wie die Kinder, ans Sandburgen-bauen, Muschelsuchen, bunte Steine sammeln. Er konnte so hübsch erzählen aus seinen neuesten Geographiestunden von der Wandlung der Erde, daß diese Steine, jetzt blankgeschliffene Kiesel, der Rest eines zackigen Berggipfel gebildet, und daß das Stück Bernstein, das er fand und mir zur Erinnerung schenkte, vor Millionen Jahren, als Harz aus der Rinde von Riesentannen gequollen, die in den Urwäldern hier, unter unseren Füßen, auf dem Meeresboden gestanden.

So schieden wir am letzten Tage ganz versöhnt nach einer Schokoladen-Einladung im Stadtpark und einem Hafengang, bei dem wir noch seinen beiden Stiefbrüdern begegneten in ihren famosen Seemanns-Uniformen, die so schöne Namen hatten, Martin und Stefan Braecinier, und die mich liebenswürdig zum Abendkonzert einluden. Gut daß mir Mutters Freundin grad noch einen neuen weißen Strohhut geschenkt hatte mit einem dicken roten Mohnblumenstrauß daran, - mit dem ererbten Berliner Kopfputz hätte ich die kgl. Marine kompromittiert; so war ich sehr zufrieden mit mir und den beiden stattlichen Begleitern. -

Im Herbst des Jahres 1872 nahm mein Bruder Hans die Mutter und mich als Reisegefährten mit zu einer Fahrt ins schlesische Riesengebirge. Ich muß ihm das wirklich hoch anrechnen, denn an meinem achtzehnjährigen Wesen hatte er immer noch viel auszusetzen und wohl auch mit Recht; dazu war es ja eine große Selbstlosigkeit von ihm, daß er, der bei seinen künstlerischen Arbeiten bisher arm geblieben war an Geld und Gut, den ihm zuerteilten Künstlerpreis nun nicht ungeteilt zu eigenster Freude genoß.

Diese Reise stand vor mir als ein wunderbares Erlebnis und wurde es auch in Wirklichkeit. An einem Septembermorgen fuhren wir bis Warmbrunn, übernachteten dort. Da lag es vor uns, das Gebirge, jenseits des Tales deutlich schon erkennbar in seinen Formen, dem langgestreckten Kamm mit seinen einzelnen Erhöhungen und dem Gipfel der Schneekoppe.

Früh, am anderen Morgen, sollte der Aufstieg beginnen, nachdem das leichte Wägelchen uns, in Hirschberg, am Rande des Gebirges absetzen würde. In der Nacht hörten wir strömenden Regen niedergehen, doch, als ich die Augen aufschlug, ging der Blick durch beschlagene Fensterscheiben in einen frischen blauen Sommermorgen. Ich hatte auf mein Bitten einen großen Bergstock bekommen, den Esel leider nicht, den ich mir ausgedacht, der mich an den Abgründen sicher vorübertragen sollte. Ein Führer wurde mitgenommen zum Tragen unserer Sachen, ein graubärtiger Rübezahl.

Damals war es noch ein einsames Wandern oben auf dem Kamm, unwegssam die Straße; nur selten eine Baude zum ausruhn und zum verpflegen am Wege, so daß wir froh waren, bei unserer spärlichen Versorgung mit Vorräten, aus der Tasche unseres Führers ein Stück trocknes Brot abzubekommen; aber das war ja grade das Wunderbare und Seltsame, wie man es bisher nur in Büchern gelesen hatte von großen Bergwanderungen. Abendteuerliches Übernachten in einer hölzernen Baude, nachdem man zum Nachtmahl mit vielen Reisenden in der kleinen Gaststube in fröhlicher Enge beieinander gewesen; dazu Begleitmusik von Geige und Handharmonika junger Gebirgler. Gleich bei einem solchen ersten Begegnen gabs ein Zusammenfinden von Menschen gleicher Art. Zwei ältere Juristen kamen mit Mutter und Bruder bald in fröhliche Problemstreitigkeiten; zu meiner Jugend fand sich ein Jüngling, und diese Gruppe trat am anderen Morgen die Weiterwanderung gemeinsam an. Ich will von ihr nicht ausführlich erzählen. Ihr, die ihr später einmal in diesen Blättern lest, Ihr Kinder kennt ja die Wege und ihre Schönheiten, die grünen Matten, das Quellengeriesel, den Bergwald mit seinen Felsen und bemoosten Steinen, den Blick aufwärts zu

den Höhen und den ins liebliche Tal mit allen kleinen und kleinsten Einzel-Freuden der ansteigenden Pfade.

Gegen Abend hatte sich ein Sturm erhoben, der das Gehen mühsamer machte. In meiner unpraktischen Ausrüstung mit großem Strohhut hatte ich genug zu tun, um ihn zu schützen vorm Abwehn, und endlich passierte es doch, daß er mir abgerissen wurde und grade an schlimmer Stelle, dicht am Rande des kleinen Teiches. Mein entsetzter Aufschrei: "Mein Hut, retten Sie meinen Hut!" ließ meinen jungen Begleiter wirklich sich hinreißen zu einem gefährlichen Abstieg bis dahin, wo der Hut an einem Strauch hängen geblieben war, und Alle sahen angstvoll diesem Unternehmen zu.

Ich hatte bisher diesen jungen Mann nicht sonderlich eingeschätzt als Begleiter, mein Verlangen ging immer nach Menschen mit geistiger Substanz, aber da verwandelte sich nun plötzlich dieser Handlungsreisende für schlesisches Leinen zu einem edlen, wagenden Ritter, gleich dem der Schillerschen Ballade, der den Handschuh seiner Dame mit Todesgefahr gerettet hatte. Doch, diese Romanze endete friedlich, weder schleuderte er den Hut mir ins Gesicht, noch verließ er mich zur selbigen Stunde. Dennoch blieb ein Hauch von Romantik an ihm hängen, bis er verwehte, als ein anderer Ritter kam, der mir besser gefiel; zwar ein ganz unromantischer, Kassierer bei Bleichröder in Berlin, aber gescheidt und von köstlichem Humor, mit dem Talent, die kleinsten Begebenheiten auf einen hohen Spannungsbogen zu bringen, so daß mein Bruder Hans, angezogen davon, wenn auch unwillig über den neuen Anhängsel, ihn freundlich mitgehen ließ.

Von allem Erleben der kommenden großen Eindrücke auf unserer Bergwanderung will ich nicht ausführlich berichten, es würden sich die Seiten zu sehr füllen; ein wundersames Gefühl wars, als die Wege uns immer höher hinauf-trugen, aber auch da setzten die Götter, wie vor allem Gelingen, den Schweiß. Der September bekam mehr und mehr ein Sommergesicht, und unsere Gesichter glänzten kupferrot. Hinaus ging's über die Waldzone zu den kahlen Hühen mit spärlichem Knieholz, zu manigfachen grandiosen Umblicken, deren Schönheit sich ständig steigerte und den Höhepunkt erreichte bei dem letzten Aufstieg zu der Schneekoppe spitzem Kegel. Dort oben, auf kahlem engbegrenzten Steingelände, schien mir der Gipfel menschlichen Glücks erklommen zu sein in dem Gedanken - "hier bist Du 1600 m über dem Meeresspiegel", was vorher nur ein statistischer Begriff war, nun wirklich erlebt. "In der Welt des ewigen Schnee's" schrieb ich damals in das kleine Reisetagebuch, das mir der Ritter Nr.2 in schön geschnitztem Holzdeckel überreichte. Es liegt noch da mit meinen Skizzen von den Köpfen meiner beiden Begleiter und ihren Unterschriften, die sie nur ungern darunter setzten, denn sie sahen scheußlich aus, teils aus Mangel an meinem Zeichentalent, teils aus spottsüchtiger Laune. -

Kein Grashälmchen wuchs da oben mehr, nur dünnes Moos, jeder Tropfen Wasser mußte in hohen Holzgefäßen auf dem Rücken von Männern heraufgeschleppt werden. "Der ewige Schnee," wie er in meinem Tagebuch stand, konnte das Wasser nicht liefern, es waren nur einige Schneereste gewesen, die unser Führer in den Falten der Schneegruben uns gezeigt. Aber es lockte das Riesengebirge damals noch die Menschen aus fremden Ländern; jetzt, wo man zu den ewigen Gletschern des Montblanc eine bequeme Auffahrt macht, oben in elegantem Hotel übernachtet und alle Luxusbedürfnisse in einer Höhe von 4800 m befriedigen kann, fährt kein Engländer und Amerikaner mehr ins östliche Deutschland, und das Riesengebirge, das mir als ein Wunder göttlicher Größe erschien, würde den satten sensationslüsternen Reisenden nur ein Hügel sein, nicht des Ansehns wert.

Damals steigerte sich meinem achtzehnjährigen Herzen alles Erleben zu einer kaum glaublichen Höhe, so, als es hieß, ich würde mit einer Engländerin das Kämmerchen zur Nacht teilen. Wir mußten, als das fröhliche Beisammensein zu Ende ging, nach einem gemeinsamen Heraustreten der Gäste auf die schmale Plattform, vom Sturm dabei fast heruntergeweht, bei schwacher Beleuchtung unseren Weg zur Kammer suchen, über die Führer hinwegsteigend, die im Flur in tiefem Schläfe vor der Tür ausgestreckt lagen. Da hörte ich das berühmte englische "shocking" zum ersten Mal. Unser gemeinsamer Waschtisch war ein kleines Holzgestell mit einer Blechschüssel und einem Bierglas voll des seltenen Wassers, zwei Bettgestelle, zwei Stühle, sonst nichts. Als ich mit meinem mühsam hervorgeholten Englisch die Miss bescheiden fragte, die englische Schlafgenossin, ob sie sich zuerst waschen wollte, - das war ich ihr schuldig in ihrem dürren alten Jungferntum, sagte sie, sie wüsche sich gar nicht, zog aus ihrem Koffer eine Flasche heraus mit Arnika-spiritus und rieb damit ihr langen Glieder ein. -

Dies das Ende der goldenen, duftenden Blüten, die ich staunend zum ersten Male auf einer Bergwiese gesehen. Sie transit gloria mundi! Dann ein etwas unruhiges Entgegenschlafen dem Augenblick, wenn ein frühmorgendliches Läuten zum Anblick des Sonnenaufgangs rufen würde, traumhaft schöne Wirklichkeit. - aber es war nicht nur dieses kindhafte Stolz-fühlen im Erleben von so Alltagsfernem, Ungeheuerlichem,

es war auch ein ganz tiefes Freuen in mir, das Großes und Kleines umfaßte in gleicher Inbrunst. Jedes Dorf in seinem Aufbau, die Häuser angelehnt an die Bergwand mit den roten Hängenelken an den Fenstern, den kleinen Blumengärten, dem vorsorglich aufgeschichteten Winterholzstoß und allen sonstigen Nötigkeiten der Wirtschaft, Hühner- und Entenvolk wichtig herumspazierend, am vorüberrauschenden Bach barfüßige Kinder, spielend, die Wiesen, die blaue Ferne! -

Wie sollte ich das je vergessen können. Das ist ja das Verhängnisvolle am starken Empfinden eines Menschen, daß es die Macht hat, ihn selig oder unselig zu machen. Eine ganze Welt des Glücks stürzte in mir zusammen, als es zu Ende war. Wie sollte ich das alles je vergessen. Ich sah wohl, wie das Abschiednehmen auch der Mutter schwer wurde, besonders aber meinem Bruder Hans; daß er seine Maleraugen nun wieder vor all den licht- und luft- umflossenen Bildern draußen in der Natur lassen müßte, um zu Haus, gebückt über der Kupferplatte sitzend, Linie um Linie in sie einzuritzen und, mit mühevoller Tagesarbeit, nicht mehr zu erreichen als vielleicht das Schaffen des tausenden Teiles eines Bildes. Aber er war schon gehärtet vom Leben und dabei fröhlicher Philosoph geblieben, er konnte ruhig in meinen Kummer tröstend hineinsagen: "Kommt immer wieder etwas anderes zum Freuen."

Und es kam der Winter mit seinen Freuden, Geselligkeit, Schlittschuhlaufen, Tanz. In unserem Nordviertel gründete man eine sogenannten "Resource" zu Abendfestlichkeiten für Alt und Jung, und uns kleinen Mädchen wurde das Eintreten in diesen neuen Kreis zu einer großen Begebenheit voller Erwartungen und Erfüllungen. "Einigkeit" wurde diese Vereinigung getauft; ihre soziale Gesinnung sollte wohl mit dem Namen angedeutet werden, doch spielte die Stellung der aufgeforderten Familienoberhäupter, - ich wußte von vielen Verhandlungen darüber - eine große Rolle, meine Freundin Helene wäre sicher ausgeschlossen worden, hätte sie nicht den Anschluß an uns gehabt.

Als ich, nach vielen Jahren einmal, in Wilhelm Buschs Lebenserinnerungen las, - war es Autobiographie oder Erzählung, ich weiß es nicht mehr, - da war auch die Rede von einer solchen Ressource, und daß er eine Lebensperiode gehabt, in der er, in einer kleinen Stadt, einer solchen angehörte, und in seinen jungen Jahren in dieser Atmosphäre eine ganz Zeit lang mit Feuer-Anteilnahme geatmet. Da stand hell und belichtet wieder das Bild meiner Ressourcen-Zeit vor mir mit ihren Gestalten, mit ihrem ganzen gehaltlosen Umgangston, und ich mußte denken: "Ach Du armer Großer, es tut mir in der Seele weh, daß ich Dich in der Gesellschaft seh'." -

Aber Du hast Dich sicher mit einem köstlichen Spottvers daraus gelöst, während ich mit einer mir jetzt unbegreiflichen Freudigkeit darin verblieb, bis die Geschichte zusammenbrach an ihrer eigenen Gehaltlosigkeit. Da mußte das brüderliche Trostwort noch einmal prophetisch über eine Leere hinweghelfen. Dann kam auch bald wieder etwas Anderes. Jedes Samenkörnchen von Freude in ein brachliegendes Feld gestreut, wie es so ein danach hungerndes Mädchenherz in diesen Jahren ist, geht auf, - ob Gutes oder Unkraut daraus wächst, danach wird nicht viel gefragt.

Hier war es mein erster Ball. Wenn die Dichter, Lilienkron oder Münchhausen, einer von beiden war's, einen ersten Ball besungen haben. zu dem sie ein adliges Fräulein im Flügelkleide zu einer Überlandfahrt abgeholt, muß ja wohl poetischer Stoff in solchem Geschehen gesteckt haben, ihrer Muse wert im Niederspiegeln des Entzückens auf einem Mädchengesicht. Wie die Geschichte in dem Gedicht weiterging, weiß ich nicht mehr, schade, ich glaube aber sie endete mit einem Kuß auf der Heimfahrt. -

Mit einem Landauer und edlen Pferden, wie das adlige Fräulein, kamen wir beiden Mädchen nun nicht zum Schauplatz des Abends, auch nicht zu einem nächtlichen Fuß, - immerhin gab es eine seltene Droschkenfahrt, die sein mußte zur Schonung der vielgerüschten Tarlatan-Baltoilette, man saß wie in einer duftigen Wolke, und den Kranz auf gelocktem Haar konnte man auch nicht Wind und Wetter aussetzen. Hotel Arnim unter den Linden, das war das Ziel, wohin die Akademische Liedertafel uns zu einem festlichen Ball eingeladen hatte durch meinen Bruder Hans, der singendes Mitglied dort gewesen war.

Etwas bänglichen Herzens nahmen wir die Tanzkarte aus der Hand der Chargierten, die uns am Eingang begrüßten. Wie sollte sie voll werden, da wir so fremd waren in diesem Kreis. Ein Dr. Demon, der eine große Rolle dort spielte als reicher stiftender Jude und uns als Chargierter begrüßt hatte, schrieb sich sofort, für den Eingangstanz der Polonaise ein; er wurde dann mein Haupttänzer und Unterhalter. In den Pausen holte er mich zu weiten Umgängen durch die Gesellschaftsräume. Damals war der neuste Roman Paul Heyses, "Kinder der Welt" eben erschienen, die ganze Welt Berlins in Aufregung versetzend. Ich hatte ihn gelesen und mit Begeisterung, und so Arm in Arm auf dem Parkett wandelnd, führten wir die interessantesten Gespräche. In dieser meiner damaligen Gemütsverfassung hätte auf die Bedeutendheit dieser Stunden angewendet, das

Zitat aus Don Carlos gepaßt: "So Arm in Arm mit Dir fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken." Als ich anderen Morgens am Sonntagskaffeetisch von den Ereignissen des großen Abends berichtete, von meinem geistvollen Partner, warf mein Bruder Hans lächelnd in meine Ballhymnen das kurze Wort hinein: "Ein reicher arroganter Knopp, sonst nichts!" -

Ein zweiter Ball folgte, Ball eines Reitervereins, dem mein Bruder Anton angehörte, auch natürlich wunderbar in seinem Verlauf, man hatte nun keinen Grund mehr sich zu sorgen um ein schmähhliches Sitzenbleiben, nahm die Huldigungen schon kühler hin, und sonderbar, waren sie wieder jüdischer Spezialität. Mein Bruder Anton, dem es Spaß gemacht hatte mich zu beobachten, kündigte meinen Eltern für die nächsten Tage humorvoll den Besuch von mindestens drei hoffenden mosaïschen Schwiegersöhnen an, aber sie kamen nicht.

Die Familienregung darüber, in heftiger Abwehrstellung, war ganz unnötig gewesen. Sie kamen nicht, doch etwas Lieblicheres von einem schwarzbärtigen Bewerber erschien am nächsten Mittag, ein großer Maiblumenstrauß mitten im Winter von einer duftenden leuchtenden Fülle, die mich freute als Nachklang dieser Ballnacht.

Wo war nun mein Wünschen des Herbstes geblieben, den ganzen Winter "still" in den Bergen verleben zu können, anstatt in der gräßlichen Großstadt? Am Schluß des Jahres, am Sylvesterabend, sehnte man sich nach ganz anderer Erfüllung, nach welcher wußte man selbst nicht, aber jeden Morgen hob man die Schale auf, daß sie sich füllen sollte mit irgend einem wunderbaren Glücke. Man war wie berauscht von dem Einsetzen eines neuen Bewußtseins der glücklichen Entwicklung und des Reifens an Leib und Seele.

Doch das verschleiert kommende Jahr, es hatte für dies spielende Tändeln mit seinem Geheimnis, für all dies neugierige kleine Fragen, am letzten Abend des Jahres eine dunkle schwere Schicksalsantwort bereit.

Der Frühling und der halbe Sommer des Jahres 1873 hatte noch ein unschuldiges Gesicht ohne jede Vorzeichen. Es kam der Juli mit der Einladung für ein paar Wochen Landaufenthalt in dem Sommersitz der Schwester meiner Mutter, der Tante Eveline. Von ihr und von ihm hatte ich schon in früheren Blättern berichtet; er war im Dorfe Lankwitz bei Berlin. Ein Tor schien sich uns aufzutun, mir und meiner lieben Freundin Helene, uns unverwöhnten Großstadtkindern, zu einem Stück Leben und Freiheit und Romantik dort auf dem ehemaligen Rittersitz des friderzianischen Generals.

Und so standen wir denn eines schönen Sommertages auf der Rampe des Hauses, vor der die Auffahrten der vornehmen Gäste vor etwa hundert Jahren stattgefunden hatten, - wir zwei, unwürdige Nachfolgerungen der seiden-rauschenden gepuderten Hofdamen, in unseren blau und weiß gepunkteten billigen Kattunkleidern, um nach der Post Ausschau zu halten. Und sie brachte einen Brief von den Eltern, der uns für einen Tag nach Hause rief zu einer Erdbeerbowlenfeier, die mein Bruder Hans seinen Freunden geben wollte, zu dem Gedenken seines Einzugstages in Rom im vorigen Jahr.

Die Nachricht löste merkwürdigerweise gar keinen Freudenausbruch bei uns aus; nur ungern gaben wir unser grünes paradiesischen Dasein hin für eine Großstadtfahrt hinein in die heißen Straßen. Unser Amusement war ganz gedeckt durch den Verkehr mit dem komischen kleinen Gutseleven, den ich in den früheren Seiten schon geschildert, seine gezierten Annäherungen, seine bornierte Eingebildetheit, der wir mit unserem Humor begegnen konnten, - nach mehr männlicher Gesellschaft hatten wir nicht Bedarf. Aber wir fügten uns natürlich. Unseren alten Briefträger, mit dem wir oft nachdenkliche, philosophische Gespräche führten, beschuldigten wir, daß er als angestellter uniformierter Götterbote für uns nie etwas Besonderes in seiner Tasche hätte; diesen Mittag lachte er dazu geheimnisvoll und sagte: aber heute brächte er Etwas, das hätte er schon von außen gefühlt. Seine Prophezeiung erfüllte sich. Ein herrlicher Bowlenabend wurde es mit den vier Freunden, die zum ersten Male in unserem Hause waren, die Hans erst kennen gelernt hatte in der akademischen Liedertafel. Meine Eltern hatten ein so herzlich frisches Entgegenkommen, daß es gar keine Fremdheit gab, und eine harmlos fröhliche Hochstimmung herrschte bei dem mitreißenden Humor von Vater und Brüdern.

Es waren drei junge Doktoren der Philologie, nur einer darunter war ein Arzt, der frischeste von allen, von einem glückseligen Lachen; auch körperlich überragte er sie alle in seiner stattlichen Gestalt und seinem kräftigen blühenden Aussehen. In seine Hand ward nun an jenem Abend mein Schicksal gelegt mit allen Freuden und allen Schmerzen der nächsten Jahre. Alle Verheißungen von Liebe, die in jenen Stunden ersten Beisammenseins in unseren jungen Seelen keimten, erfuhren ihre Erfüllung, aber sie mußten sich gedulden. Nach den Sitten der damaligen Zeit gab es keine Freundschaftsverhältnisse, wie heut, mit häufigem Begegnen, gemeinsamen Ausgängen, mit völliger Freiheit; erst in dem Anfang des Winters auf einem der Liedertafelfeste

sahen wir uns wieder.

Doch der nächste Sommer war gütiger schenkend; da gab es Fahrten in das Waldrevier, das schon das Paradies meiner Kinderjahre gewesen - Finkenkrug - Du lieber Name, bei dessen Nennen alles wieder wach wird was an Jugendglück und reinsten Lebensfreude in Dir beschlossen lag.

Warum rede ich erst jetzt von Dir? Da doch nur wenige Sommer-Sonntage hingingen, ohne daß Deine Wiesen, Dein Wald uns aus der Großstadtenge und Dunstigkeit befreiten zu frischem Wandern auf grünen Wegen, über Gras und Moos und Blaubeerkraut, über raschelndes braunes Buchenlaub, vom Herbst hingestreu't, zu Blumen- und Beerenpflücken umweht von Eurem Atem. Vielleicht wars ein unbewußtes Schweigen, daß erst ein Tag kommen sollte, dieser Tag, mein zwanzigster Geburtstag, der an der Seite des geliebten Mannes mich die ganze volle Seeligkeit Deiner Schönheit kosten ließ. -

In aller Frühe, ein Sonntag wars, kam schon ein Gruß zu mir, weckte mich aus dem Schlaf. Ein Ständchen, gesungen vor meiner Kammertür, von einem Männerquartett der Freunde. Ich weiß sie noch gut, die Lieder, in denen sein junges Lieben Worte gefunden, Erlösung vom Schweigen. Wenn ich die schönsten Stunden meines Lebens aufzählen sollte, kommt diese hinein. -

Die Freundin, die durchaus in der Nacht hatte bei mir sein wollen, wußte um die Überraschung, hatte den festlichen blumengeschmückten Kaffeetisch mit hergerichtet, an dem wir dann mit dem Sängerkvartett lange fröhlich saßen. Und am Nachmittag kam die gemeinsame Fahrt in den Wald. Nach einer halbstündigen Eisenbahnfahrt, auf der Strecke Hamburg, erreichte man die "kleine Haltestelle, Finkenkrug". -

Gemischter Wald war es, Laub und Nadelholz im Wechsel, Eichen und Buchen vorherrschend neben Tannen, Kiefern, Birken, und viel Unterholz darunter sich breitend, das den Wald so licht und grün machte; von dort führte ein breiter, sandiger Weg, nur für Holzfuhrwerke angelegt, zum Forsthaus. Vor ihm dehnte sich ein weiter, freier Platz, von mehreren alten Kastanien umschattet; unter ihren Kronen standen Tische und Tische. Dahin trug die junge Förstersfrau damals den Kaffee für die Gäste in den braunen bauchigen Punzlauer Kannen mit Landbrot und frischer Butter - an einem Festtag, Ende April, hatten die Kastanien schon feierlich ihre weißen Kerzen aufgesteckt - eine offene Mooshütte war für den Tanz eingerichtet; ich höre noch die Musik der Bläser, die stampfenden blechernen Baßöne ihrer Trompeten, nach deren Takt die bauerlichen Tanzbeine so rythmisch sich schwingen - durch Wälder und Wiesen streifte man, endlos weit dehnten sie sich; charakteristisch waren die dunkel-feuchten Lugwege, von Gräben begleitet, in denen allerlei Getier wimmelte, einer davon führte zu der berühmten hundertjährigen Eiche, auch vielleicht vielhundertjährigen, die entlaubt, als Riesendenkmal einstiger Kraft und Größe einsam stand auf moosigem Grün - von den Wiesen holten wir uns die Sträuße zum heimbringen. Diese Fülle von Blumen! So kannte man sie schon von Kindheit an, wie sie, in ewiger Wiederholung, andere Formen und Farben brachten nach ihrem Zeitfolgegesetz. -

Wenn ich heut dieses Geburtstages gedenke, überflutet's mich wie junges Glück, kein Vergänglichkeitsgedanke umdunkelt es, nur Dank steigt auf, daß uns Menschen das Erinnern geschenkt ist, daß man nicht ruhelos nach Verlorenem suchen muß, daß es noch da ist. -

Das Wort, das unser Zueinander-Neigen und Zuhören-Wollen noch aus dem Geheimnis erlesen mußte, wurde an diesem Tage nicht gesprochen; war's, daß wir uns scheuten, nach der vollen Sonne zu verlangen, da dieses Morgenrot so schön war?

Drei Monate gingen über diesen Tag noch hin. Dann, als die Einberufung für Max Drewke zu einer ärztlichen Militärübung kam und die lange Trennung vor uns lag, brachte, nach einem gemeinsam verlebten Sommerabend im Zoologischen Garten mit Eltern, Brüdern und der Freundin, der Heimweg durch den dunklen Tiergarten das entscheidene Wort, am 18. Juli 1874 war es.

Die Nachricht von unserer Verlobung war den Freunden von Max keine Überraschung, die Lieder des Ständchens hatten zu viel verraten, dennoch hatten sie alle eine Zeit lang damit zu tun, ihn, den sie so verehrten in seiner männlichen Kraft, seiner stolzen, oft ablehnenden Art, seiner so realen Behandlung aller Dinge, nun plötzlich zu einem Romantiker gewandelt vor sich zu sehen; aber es war doch Freude da, während der älteste und getreuste der Freunde, ein Dr. phil. de Boor den mitgeteilten Glücksrausch keineswegs als einen Gewinn für ihre Freundschaft buchte. Von ihm kam aus England ein Antwortbrief mit "vae victis", wehe dem Besieg-ten, besiegt von einem armseligen Mädchengeschöpf, er, der starke große Freund, bisher so unverwundbar. Sehr freundliche Grüße ließ ich natürlich an diese englische Adresse nicht bestellen. Und dann kam es, daß wir dennoch gute Freunde wurden. Die kleine Episode unseres ersten Begegngens, die den Grundstein dazu legte, will ich hier gleich einfügen. -

Es war am Abend eines arbeitsfreien Umzugstages, daß wir, die Eltern, die Brüder und ich, nach den Mühen und dem Staub des Tages, einen kurzen Gang ins Freie beschlossen, zu einem Atemzug frischer Luft, um dann früh schlafen zu gehen; mein Verlobter war, laut strengen Verbotes, nicht zu erwarten. Nach wenigen Schritten vom Hause, sehe ich fern her zwei große Gestalten kommen, Arm in Arm, immer lachender, je mehr sie sich nahen. Max ist es und der andere, sein Freund de Boor, eben frisch aus England zurück. Dieses Bild der beiden, so strahlend auf uns zutretenden Männergestalten, es ist mir noch oft wieder gekommen in seiner ganzen symbolischen Bedeutung.

In einem kleinen Biergärtchen der Vorstadt kehrten wir ein, und es wurde Mitternacht, ehe wir uns trennten - Da sah ich tief hinein in den Kern dieser Freundschaft; hörte von der gemeinsam in Bonn a. Rhein verlebten Studienzeit mit ihrem romantischen Schimmer, vom Wiedertreffen nach Jahren in Berlin, dem täglichen Beisammensein, das noch voll war von jugendtrunkener Fröhlichkeit dieser Jahre und dem Glück schwärmerischer Freundschaft; und es war ein so eigenes lieben und anerkennen ihres Menschentums in all dieser Lust, so recht wie es mir im Bilde echter Männerfreundschaft vorgeschwebt, daß ich ganz erfüllt davon aus vollem Herzen verzieh, dieses Stück Eifersucht nun begreifend. Oft fühlte ich die Augen des Freundes auf mir ruhen, wie prüfend, ob ich es auch wert sei, diesem Manne für das ganze Leben anzugehören.

Da ich bei meinen Brüdern nur das Mühen um das tägliche Brot kannte, imponierte mir das freie Dasein eines Menschen ungeheuer, wie das dieses Freundes. Ein glücklicher Fremdling schien er mir auf diese Erde gekommen zu sein, nach eigenem Wohlgefallen lebend, im Erfüllen seiner Wünsche, Ideale in Arbeit und Genuß, mit Reisen in den schönsten Ländern der Welt.

Wie anders war meines Verlobten Dasein! Er hatte eine sehr angenehme, interessante und gleich wenig anstrengende Tätigkeit, die ihm noch Zeit ließ zu wissenschaftlicher Beschäftigung, in einer in Berlin berühmten Privat-Nervenanstalt aufgegeben, um am städt. Krankenhaus, im Friedrichsheim, als Assistenz-Arzt eine Stelle anzunehmen, sehr gegen den Willen seines liebenswürdigen Chefs, der ihn mit lockenden Anerbietungen zu halten versuchte. Viel anderen, härteren Bedingungen hieß es nun sich unterwerfen, die auch in unsere erste Liebeszeit störend eingriffen, doch zu schnellerem Vorwärtskommen blieb keine andere Wahl, und das war jetzt der einzige Gedanke für unsere Zukunft. -

Das neu eingerichtete städt. Krankenhaus lag weit entfernt draußen in Friedrichshain, ohne jede Fahrtverbindung mit der Stadt; nach langen anstrengenden Dienststunden, war der über eine Stunde weite Weg bis zu uns zurückzulegen, in jedem Wetter; aber nur an wenigen Abenden, und in später Stunde, blieb freie Zeit dafür, nicht einmal der Sonntag durfte, ein Stück, den jungen Assistenzärzten gehören. Da wurden diese selten vergönnten Stunden unseres Beisammenseins genutzt bis zur letzten Möglichkeit, und meine liebe Mutter hatte nie ein Wort des Vorwurfs, wenn wir das Glück dehnten über Mitternacht hinaus —

”Alles geben die Götter ihren Lieblingen ganz, alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen” - zwei nicht mehr ganz volle zwei Jahre wurden uns geschenkt.

Im Frühling 1876 fielen schwere Sorgenschatten auf unser Glück. Max erkrankte an einer, bei seiner kraftvollen Körperkonstitution ganz unerklärlichen hartnäckigen Heiserkeit. Man riet auf alle möglichen Ursachen, versuchte dem Absinken der Kräfte zu steuern. Als sich Fieber einstellte, mit Anzeichen eines beginnenden Typhus, wurde Bett-haft verordnet, wir durften uns nicht mehr sehen. Aber diese Diagnose, wie manche andere, war falsch.

Schließlich erkannte man das furchtbare Wirken eines Zufalls - kurz vor dem Eintreten der Heiserkeit, war die gesamte Ärzteschaft des Krankenhauses, auf Einladung der benachbarten Großbrauerei Friedrichshain, zur Besichtigung ihrer Räume und Einrichtungen gewesen, man hatte von der feuchten Gerste in den Lagern gekostet, dabei gescherzt und gelacht, und es muß hierbei ein oder mehrere Körner in die Luftröhre geraten sein. Ein heftiger Hustenanfall war die Folge, doch hatte er das tiefere Hinuntergleiten der Fremdkörper nicht verhüten können, so daß sie in die Lunge eindringen und einen eiternden Krankheitsprozeß hervorrufen konnten, daher das steigende Fieber. -

Ehe man zu dieser Diagnose gekommen, waren Wochen vergangen; da es inzwischen Mai geworden und das Reisen möglich, schlugen die Ärzte eine Kur in Bad Ems vor, Besserung erhoffend von seinen berühmten Brunnen und Bädern. - Vor der Abreise durfte ich noch einmal Max im Krankenhaus besuchen - Nach einiger Zeit wurden meine Mutter und ich von Verwandten von Bonn a. Rhein eingeladen, damit ich in der Nähe sein könnte, wenn das Verlangen zu groß sein würde, mich zu sehen; man fürchtete jede Erregung des Kranken. Das Reisegeld wurde uns gütig geschenkt.

In den kurzen Briefen, die zu mir gekommen waren, hatte Max seine Krankheit nur flüchtig berührt,

um mich nicht noch trauriger werden zu lassen, hatte immer nur von seiner Freude geschrieben, daß wir uns so nahe wären und daß ich ein so schönes Stück Welt zu sehen bekäme, seinen geliebten Rhein mit den Bergen, auf die wir dann zusammen steigen würden, wenn er ganz gesund geworden. - Zu Schiff fuhren wir hinüber nach Ems, dem großen Badeort an der Einmündung der Lahn in den Rhein. Es war ein enges, unfreundliches Zimmer, in dem sein Bett stand; draußen in den Gärten ringsum lag der Frühling mit Amselsang, drängendem Leben in Büschen und Bäumen - Gegen Abend traten jedesmal die steigenden Temperaturen ein, bald niedriger, tröstend, dann wieder in hoher Kurve, und die Heiserkeit wich nicht. -

Da stieg ein immer deutlicheres Ahnen in mir auf von einer Wahrheit, die niemand aussprechen wollte, die in ihm, als Arzt, wohl schon zur Gewißheit geworden war; auf seinen dringenden Wunsch mußte ich ihm versprechen, auf Einladung seines ältesten Bruders, mit meiner Mutter nach Köln zu fahren. -

Ich sah den Dom, sah ihn in der Zeit der letzten Maiandachten, als die seeligen Knabenchöre durch seine hohen Hallen strömten, die Schönheitsgewalt noch erhöhend, sah hinein in die übrige Kirchenwelt, sah die mächtige Rheinbrücke sich über den Strom schwingen, sah noch viel schönes, und der Bruder freute sich an meinem Staunen, daß er sich wohl in Gedanken vorgestellt, mich etwas hinwegheben zu können über die Sorgen und Schmerzen dieser Tage. - Er war ein lebensfroher Junggeselle, vielbeschäftigter Advokat in guter Lebensstellung, der wußte, wo man am besten speiste, wo der edelste Wein zu haben war und der viel Gewicht auf diese Dinge legte; so dachte er auch uns mit solchen Genüssen zu erheitern, führte uns in die vornehmsten Gasthäuser. Und ich war noch so jung und so eindrucksfähig, daß von außen herantretende Reizvolle dieser Tage seine Macht über mich übte, so hatte es auch mein lieber Kranker gewollt - Alle meinten es so gut mit mir, auch die Bonner Verwandten, die in ihrem behaglich schönen Eigenheim uns Gastfreundschaft und Geselligkeiten boten; Schiffsfahrten, Ausflüge in das Siebengebirge wurden unternommen, und die Hoffnung sang mir manchem Tag ihr Lied, Gott konnte es ja nicht geschehen lassen, ein Wunder mußte kommen. -

Nach einigen Wochen der Emser Kur, gab der behandelnde Arzt in Ems den Rat, Max sollte nach Köln fahren zur Untersuchung bei einem berühmten Spezialarzt. Was dieser Rat bedeutete, das wußten wir, aber wir sagten es nicht. Besser wäre es gewesen, wir hätten gesprochen, ganz klar, ganz hart -

Der Kölner Arzt behauptete mit großer Sicherheit, die Heiserkeit beheben zu können, das dauernde Bettliegen müßte aufgegeben werden, versuchsweise ordnete er Ausgänge an. Neues Hoffen trat ein bei dieser Diagnose eines so erfahrenen Lungenspezialisten. Wieder Wochen hingehend nach der ersten großen Erlöstheit, ohne jeden Erfolg. Was sollte nun geschehen? -

Da die Mutter von Max, die in Danzig lebte, großes Verlangen hatte, den Sohn zu pflegen, entließ ihn der Kölner Arzt aus der Behandlung, selbst wohl jede Hoffnung auf Besserung aufgebend; er gestattete auch die weite Fahrt nach Westpreußen. Dort besaß ein anderer Bruder ein Gut. Hier sollte die Mutter mit ihm zusammentreffen zu längerem Bleiben. Ich weiß nicht, war es ein Fürchten für mich vor Ansteckung oder reichten die Kräfte des Kranken nicht mehr, sein inneres Wundsein vor mir zu verbergen, ich durfte nicht mit ihm gehen, ihn nur bis Berlin begleiten.

Erst nach einigen Wochen durfte ich zu ihm kommen, weil er erklärt hatte, wenn sie mich nicht zu ihm ließen, würde er zu mir reisen. - Ein Wiedersehen, ja aber welch ein schmerzliches. Welche Veränderung in den geliebten Zügen. Tief eingegrabene Falten lagen um den Mund, der so blühend gewesen. Ein schwaches Lächeln zur zum Gruß, nur Krankheitsqual, ein Wissen um die Zukunft. - Ich fand die Mutter an seinem Bett, eine zart gebeugte Gestalt, früh gealtert, so grüßten wir beiden, die ihm nächsten Menschen, uns zum ersten Male, nur aus Briefen wußten wir von einander. -

Schwere Schicksale waren über sie hingegangen, der Vater war früh gestorben; er war Besitzer einer großen Brauerei gewesen; es steht, am ältesten Stadttor Danzigs, noch eine Inschrift, den Namen Drewke tragend zum Dank für seine wohltätigen Stiftungen. Aber das große Vermögen ging verloren, bei einem Eintausch der Brauerei gegen ein Rittergut. So mußte die Mutter sich schwer durchkämpfen mit den acht Kindern. Zwei Söhne, Rulemann und Georg, gingen nach Amerika, wurden dort Farmer; der Älteste war der Advokat in Köln, Franz war der Gutsbesitzer in Westpreußen, dann kam Max und, als Jüngster, der kleine fröhliche Student Otto, der oft unser Gast war in Berlin mit besonderer Freundschaft für mich. Zwischen den Brüdern waren drei Schwestern, die älteste, Pauline, damals Erzieherin auf einem westpreußischen Gute; die zweite, Selma, später meines Bruders Hans Frau, gab Musikunterricht, sie spielte wundervoll Klavier; die Jüngste, Mathilde, war Lehrerin an einer Danziger Schule. -

Es war Spätsommer geworden, als ich auf dem Gute ankam. Die Weizenfelder standen wogend im olivfarbenen Reifeton um Haus und Garten, in der Ferne glänzte der Fluß auf, die Naugat, Nebenfluß der

Wechsel. Ab und zu, wenn die Pferde frei waren, wurde angespannt zur Fahrt in die Umgebung, es sollte eine Erfrischung sein für unseren Kranken, doch war es kaum eine Erholung bei der Schwäche des Körpers, auch für mich nicht; mir sind auch keine Bilder geblieben von der Landschaft, Alles wie von Nebel verhängen. Wie überhaupt die Tage hingegangen sind mit ihrem schweren schleppenden Schritt, weiß ich nicht mehr. Ich entsinne mich nicht, je andere Menschen in den Räumen gesehen zu haben als die Mutter, den Sohn und Frau und die jüngste Schwester Mathilde; die beiden Kinder des Hauses, ein Mädchen und ein Knabe, die etwas Bewegung in das Düstere der Tage hätten bringen können, waren in einer Pension in Danzig. Maxens Bruder, Franz, war selten im Hause zu sehen als vielbeschäftigter Landwirt, war still und wortkarg, fast schroff in Ton und Wesen; dieses plötzlich hereinbrechende Schicksal hatte sie alle wohl stumm gemacht. -

Ich durfte bloß kurze Zeit jedesmal bei Max am Bett sein; so hatte mein Dasein etwas Trostloses, fast Unberechtigtes, kam es mir vor. Ich durfte nicht darauf drängen, mehr zu verlangen; hier war die Mutter die beste, die Einzige, die ihm wohlthat, nicht weh, wie ich, durch meinen Anblick. -

Und dann kam ein letzter Versuch zur Rettung: eine Reise nach dem südlichen Italien, nach San Remo, wo schon viele Heilung gesucht und auch gefunden hatten. Mein Bruder Hans sollte Max dorthin begleiten, bei ihm bleiben, solange bis sein Freund de Boor ihn ablösen und dann den Kranken mitnehmen würde nach Palermo, wo dessen Bruder ansässig war, um ihn dort weiter zu behüten und zu pflegen. So war es geplant. Dieser große Wunsch des Freundes ging nicht mehr in Erfüllung. -

Der Druck der Tage muß sich so schwer auf mich gesenkt haben, daß es wie ein Schleier auf allem Geschehen liegt, daß ich nicht einmal mehr weiß, ob wir zusammen nach Berlin gereist sind, oder ich allein früher voraus - ein kurzer Aufenthalt war es nur, in den Räumen, die so viel Glück für uns gesehen hatten. Dann kam der Abschied. -

Trübe Reiseberichte gingen ein, nachher, im fremden Lande wurden sie noch trauriger, Wärme und Sonne konnten keine neuen Kräfte mehr schenken. Kurze, mit zitternder Hand geschriebene Grüße kamen zu mir - wieviel Tage es gewesen, daß ich dasaß, in den früheren Briefen lesend, in meinen Tagebuchaufzeichnungen, von unserem Beisammensein in den jetzt wie traumhaft erscheinenden Zeiten des Glücks. Es war seine Liebe ein so maßloses Schenken gewesen in der Überfülle des Jugenddranges. Wie lange Zeit es war, ich weiß es nicht mehr, niemand riß mich aus diesem Zurückträumen, in das ich mich so versenkte, das ich keinen Anteil mehr nahm an der Gegenwart. Ein halbirtres Vergessen der wirklichen Tatsachen war es, vielleicht gab man mir auch keinerlei Nachrichten mehr und bewahrte mich wohl dadurch vor körperlichem Zusammenbruch, bis der Tag kam, der 1. September - Mein Bruder Anton trat langsam auf mich zu, nahm meine Hand, und als ich aufsaß in seine Augen, stand alles, Liebe, Mitleid, Angst und Grauen - da zerriß der Traumschleier.

Mehr will ich von dieser Stunde und den kommenden Tagen nicht schreiben. Alle waren so unendlich liebevoll zu mir. Mein Vater hatte den Schmerz um den Toten nicht mehr zu tragen, er war im Dezember des vorigen Jahres gestorben, 65 Jahre alt, krank der Körper in all seinen Organen. - Da war meine Mutter ganz mittellos, ohne jede Pension zurückgeblieben; meine Brüder waren eingetreten für die Erhaltung des Haushaltes. Mutter und ich konnten wenig tun, dabei zu helfen, verdienten nur etwas Taschengeld mit Anfertigung von Stickereien für ein Geschäft.

Einen Beruf konnte ich ja nicht ergreifen, wie es heut jedem Mädchen möglich ist. Die elf Schuljahre mit ihrer Schulweisheit hatten mich zu nichts anderem befähigt als zu einem Nachhilfestunden-Geben, das mir ein Lehrer unserer Schule auf mein Bitten verschafft hatte. Einen weiten Weg mußte ich machen, täglich, zum Hause meiner Schülerin, erhielt 60 Pfennig für die Stunde und eine große Tasse Kaffee, deren dünner Inhalt schwer zu bewältigen war, und zu Weihnachten, des guten Lernerfolges wegen, als Geschenk einen Pelzkragen, vom Vater, der Pelzhändler war. -

Der Zeichenunterricht bei meinem Bruder wurde in seinem Atelier von Neuem aufgenommen, ich war sehr eifrig dabei, und da ich schnell vorwärts kam, machte es auch ihm Freude; doch zu einer ernstern Ausbildung mit Zukunftsmöglichkeiten konnte es auf diesem Wege nicht kommen.

Im Herbst 1878, zwei Jahre waren so hingegangen, plante mein Bruder Hans eine Tiroler Reise, auf der er mich mitnehmen wollte, und der andere Bruder lud die Mutter dazu ein; sie war, seit des Vaters Tod, sehr gealtert, auch der Tod von Max hatte sie tief erschüttert; es war eine große Liebe zwischen ihnen gewesen, wie bewunderte er ihre Musik, ihr Spielen und Singen, daß es mich oft ganz traurig machte, ihm, dem so Musikalischen, nichts geben zu können. —

Die Reise führte uns über München, wo wir ein paar Tage blieben, über Kufstein an den Inn. - Es hatten sich zwei Freunde angeschlossen, Freunde auch von Max, die ich in frohen Zeiten sehr gern gehabt, aber ich

wäre lieber allein mit Mutter und Brüdern gewesen. Sie schienen nicht zu begreifen, daß mein schweres Erleben über jede Freude seinen Schatten werfen mußte. Jung waren sie, das Leben lag lachend vor ihnen, Reisefrohsinn durchdrang ihr ganzes Wesen. -

In Innsbruck, der herrlichen Stadt, machten wir noch einmal Aufenthalt; erste feste Station sollte dann Jenbach sein in Tirol. Wir kamen an einem Vollmondabend an. Trotz Ermüdung nach langer Fahrt gingen wir noch spät heraus an das Ufer des breit vor dem Städtchen hinfließenden Stromes. Oben am Himmel wandelte die große goldene Mondscheibe, so ruhevoll, unten im Spiegel des Flusses war ihr Bild zerbrochen von den dahinstürmenden Wasserwellen, zu Millionen von Funken, wie im mutwilligen Spiel. Dieses Abendbild füllte meine Seele wieder mit innerster Freudigkeit, mit einem Ahnen von der Macht der Schönheit in der Natur, die heilend sein konnte. —

Von den vier Wochen mit ihren Wanderungen, mit den stillen Ausruhtagen an malerischen Stätten im Glanz des Herbstzaubers, ist mir dennoch wenig in Erinnerung geblieben; es sind Namen voll Klang, die später beim Zurückdenken an diese Reise wohl wieder auftauchten, so Achensee, Zillertal, Sonnwendjoch und viele andere. Ihr lebendiges Erleben ist untergegangen, es fand noch keinen Raum in mir, sich als ein Bleibendes in mir zu vertiefen. Daß es so sein mußte, tat mir leid um der Brüder willen, es war so ein reiches Geschenk gewesen, hatte Opfer von ihnen gefordert, und wenn ich mich auch nicht gleichermaßen den Freunden gegenüber verpflichtet fühlte, so war es mir auch da oft schwer, an all dem Freuen, Lachen, Scherzen, nicht so teilnehmen zu können, wie sie es sich wünschten.

So erschien es mir als eine glückliche Schicksalsfügung für die vier jungen Menschen, daß eines Tages zwei junge Östereicherinnen an unserem Tisch erschienen. In Rotholz, am anderen Ufer des Inn, wohin wir von dem größeren Janbach übersiedelt waren, wohnten wir in einem kleinen freundlichen Gasthause, einem Kloster benachbart, das uns mit Speise und Trank versorgte und so klösterlich vorzüglich, daß die Mahlspesen, die auf den Tisch kamen, erfüllten Kinderträumen glichen. - Es waren ein paar echte süße Wiener Mädels, die ohne Begleitung wanderten, ein Typ, wie man ihn in unseren preußischen Landen nicht findet, strahlend froh, etwas keck, doch ohne die Kehrseite, die ein Berliner Mädchen mit solchen Eigenschaften leicht verbindet, so lieb waren sie in ihrem österreichischem Dialekt, dazu fein gebildet und reizend anzuschauen, auch in ihrer feschen Reisekleidung; kurz, es war ein Leckerbissen für unsere vier Männer und ein Verlust, als sie, nach mancher gemeinsamen Wanderung, sich wieder von uns trennten.

Zum Abschluß unserer Reise machten die Brüder mit den Freunden noch den Aufstieg zum Sonnwendjoch. Da die Mutter das nicht mehr leisten konnte, blieb ich mit ihr zurück. Ich sehe sie vor mir die vier Gestalten bei ihrer Rückkehr, rot-braun gebrannt mit Riesensträußen im Arm, so ganz erfüllt von der Bergschönheit. Die Blumen sahen ganz anders aus als die in der Ebene, farbiger, mehr sonnengeküßt, und so viel seltene dabei als Kinder der Höhe. Ihren sonderbaren Begleiter brachten sie wieder mit, einen uns seit Tagen zugelaufenen struppigen Hund, dessen Anhänglichkeit uns rührte; jeden Morgen lag er wieder vor einer unserer Zimmertüren, wenn man ihn abends mitleidlos hinausgejagt hatte. "Prantel" hatten wir ihn getauft nach einem Oberkellner eines Hotels, dem er sprechend ähnlich sah.

Der Name des einen mitreisenden Freundes ist verbunden mit einem Stück Hausrat, das ihr Kinder alle kennt und liebt; wie oft habt ihr zu ihm aufgesehen an seinem Wandplatz und seinen Tönen gehorcht schon in frühester Zeit, deshalb erzähle ich hier noch davon, von der alten Kuckucksuhr. Es war sein Hochzeitsgeschenk gewesen an uns, doch hat er es nicht mehr in unserem jungen Haushalt gesehen, er konnte den Tag nicht mit uns feiern, lag zu der Zeit schwerkrank und starb früh. Er hatte mich sehr gern, aber eben das war nicht gut für diese gemeinsame Reise, er sah nicht tief genug in mich hinein.

Das tat nur, außer der Mutter und den Brüdern, ein Mensch noch - Maxens Freund de Boor - Er schrieb mir oft aus Italien, aus Rom und dann aus Palermo, wo er, seine wissenschaftlichen römischen Arbeiten unterbrechend, hingeeilt war an das Krankenbett seines Bruders.

Hier möchte ich den Lauf der Geschehnisse noch einmal anhalten, um von diesem Bruder zu erzählen. Ihr habt ihn nur mit Kinderaugen gesehen, habt viel Güte von ihm erfahren, wenn er uns besuchte in Berlin, Bonn, Breslau; wie gern schenkte der Onkel Willi euch Freuden mit vollen Händen, wie herzlich gern kam er in unser Haus. Leider nur zu selten konnte er aus seiner Einsamkeit herausgehen, da ihn sein früh eintretendes Lungenleiden zu einem dauernden Aufenthalt im südlichen Klima zwang. Und wie gern kam er nach Deutschland und nach der Schweiz zu den anderen Geschwistern. Das Mitleben in der Familie, nach seinem Junggesellendasein, und unser Umhülsen in Liebe tat so gut. Welche Freude hatte er an den Kindern. Ihnen und mir schenkte er jeden Sommer die Ferienfreuden, die Erholung in den Bergen, und er

war es, der unseren Romtraum erfüllte. —

Wenige Zeilen waren es jedesmal nur, die ich von de Boor bekam, dabei ein paar Blumen an besonders weihevollen Stätten von ihm für mich gepflückt, mit stillem Gedenken an unseren Toten. Diese Verehrung des unvergeßlichen Freundes war so zart dargebracht, daß das Anrühren meines Leids nie wehe tat. Als er nach langer Abwesenheit selbst kam, es war im Spätherbst 1877 daß wir uns wieder sahen, waren wir wie Geschwister miteinander, der Tote wie ein Dritter um uns, mit uns.

Ein so zartes Mühen, um mich dem Leben wieder zugänglich zu machen. Viel Zeit widmete er mir, wir gingen zusammen in die Museen, zu Kunstausstellungen, lasen Kunstgeschichte, er hatte ja soviel Kenntnisse aus lebendiger Anschauung gewonnen, besaß Abbildungen aus allen Sammlungen Italiens, und ich vertiefte mich gern darin; ich erfuhr überhaupt soviel geistige Anregung auf verschiedensten Gebieten. Ich besitze noch Hefte, in denen ich meine Geschichtskennntnisse, neu erfaßt, in Studien als Arbeiten nieder schrieb. Er hatte sich ganz in unserer Nähe, im Norden Berlins, weitab von seinen sonstigen Beziehungen, die im Westen lagen, in der Kesselstraße, ein Zimmer genommen; jeden Abend kam er zu uns, seine Arbeiten mitbringend, d.h.mechanisch vorzubereitende Arbeiten, Ausschneiden und Aufkleben von Textstücken aus dem byzantinischen Schriftsteller Theophannes Mein Bruder Hans, der ihm in Freundschaft verbunden war nach gemeinsamem Aufenthalt in Italien, las uns oft vor; das gab dann wieder Aussprachen über Bücher und Aufsätze. Im Sommer 1878 dachten wir an Abschiednehmen, da de Boor nach Paris und London mußte, um auf den dortigen Bibliotheken Handschriften zu kollationieren für sein großes Zukunftswerk.

Wir hatten in letzter Zeit viel Krankheit im Hause gehabt; mein Bruder Hans schweren Gelenkrheumatismus infolge Diphtheritis, an der er in Italien wochenlang krank gelegen, Anton ein Typhusfieber das uns große Sorge machte, ihm am wenigsten freilich. Sein köstlicher Humor verließ ihn auch im Krankenbett nicht. Eine kleine Probe davon möchte ich hier geben. Als nach langer Zeit der Nachtwachen ich mich anbot, einmal die Nachtpflege zu übernehmen, wurde es mir auch gestattet, doch meine Mutter ließ uns mit sorgenvollem Gesicht allein in der Nacht. Schon in dunkler Morgenstunde trat sie wieder ein ins Krankenzimmer und, im bängsten Fragetone, erkundigte sie sich wie denn die Nacht gewesen? Da sagte der Kranke: "Danke gut! Einmal habe ich ihr ein Glas Wasser reichen müssen, sonst war ihr Schlaf ganz ruhig und fest." Meine Nacht im Lehnstuhl war aber doch etwas anders.

Beide Brüder hatten eine längere Erholung dringend nötig, Hans wurde vom Arzt nach Bad Teplitz geschickt, und die Mutter mußte wegen der Unbeweglichkeit seiner Glieder mit ihm gehen; ich sollte mit Anton in die Thüringer Berge fahren in die ozonreichen Wälder nach Oberhof, und anschließend, auf Einladung von der Stiefschwester von Max, nach Wernigerode, so wurde das ganze Haus leer für einige Wochen.

Wir fuhren mit der Bahn bis Ohrdruff, einem unschönen Fabrikort, der noch eben lag; dann gings im Postwagen hinauf in die Berge. Mein Wunsch erfüllte sich, ich konnte einen Platz bekommen neben dem Postillon, auf hoher Warte. Der zeigte mir stolz seiner Heimat Schönheit, immer mit dem Peitschenstiel da und dorthin zeigend, bis ins ferne Land alle Ortsnamen nennend und die Straßen und Wege erklärend. Es saß sich gut da oben auf dem Bock.

Damals war Oberhof noch ein liebliches Idyll, kein teurer Kurort und vornehmer Wintersportplatz wie jetzt. Nur zwei Gasthäuser gab es auf dem kleinen Hochplateau, viel mehr hätten auch nicht Platz gehabt zwischen einigen Bauernhäusern; sie werden wohl der Spekulation haben weichen müssen und paßten doch so gut zu dem rosenrot getünchten bescheidenen Kirchlein, das sie umgaben, besser als die heut nun wohl hochragenden Hotelgebäude mit Autogaragen, Luxus und Fremdenlärm. So still war es damals dort oben. -

Wir wohnten in einem der wenigen kleinen Bauernhäuser, die vermietet wurden, in einem niederen rosenumrankten Holzhäusel. Des Morgens hatte unserer Wirtsleute Kuh, die unter einem Dach mit uns wohnte, den Vortritt, wenn der Hirt auf seinem Horn seine Herde aus allen Häusern zusammenrief auf den grünen Platz vor der Kirche. Dieses Mitleben mit den einfachen Leuten, ihren Tieren, ihren Interessen im engen Lebensraum hatte für uns Stadtleute einen besonderen Reiz. Am Mittags- und Abendtisch des Gasthauses lernte man nette Menschen kennen, einige schlossen sich uns auch auf unseren Wanderungen an; ein Oberlehrer, Botaniker, gab sich viel Mühe mit mir, meinen schlechten botanischen Schulkenntnissen liebenswürdig aufzuhelfen.

Es vergingen die Wochen so eilend; mein Bruder dachte traurig an sein Wiedereinziehen in das dunkle Hofkontor im Zentrum Berlins, da sich das Ende seines Urlaubs nahte, und beide beneideten wir die Kuh um ihr Privilegium des weiter still friedlichen Ein- und Ausgehens im rosenumrankten Häuschen, noch manchen Sommertag. Noch einmal ein feierlicher letzter Gang durch die Wälder, ein tiefes Atmen ihrer Harzluft, ein

lieben Grüßen. Bei abendlicher Rückkehr fand ich einen Brief mit Absage der verwandten Pastorsleute aus Wernigerode wegen ernstlicher Erkrankung -

Was sollte jetzt geschehen? In ein leeres Haus konnte ich nicht kommen, die Mutter war noch nötig zur Pflege des Bruders in Teplitz, hier konnte ich nicht bleiben, Urlaub und Geld gingen zu Ende - So viel Fragen und Überlegen um menschliches Entscheiden - Und wie lange waren schon, uns unsichtbar, die Wege vorgezeichnet in meiner Sternenbahn.

Die Freude am Gesunden des Bruders, das frohe Planen nur für den nächsten Tag, das Erwachen eigener neuer Kräfte, alles hatte nur Gegenwart gewollt, ein Bleiben in ihr, so leicht und froh, und nun setzte plötzlich ein Sorgen um die Zukunft ein, mit Fragen um ihre Gestaltung, ihre materielle, und, für mich, die schwere um ihren Inhalt. Denn ein anderes Leben würde es sein von jetzt an im Hause, wenn die Freundschaft mit de Boor nicht mehr ihren warmen Glanz hineinbringen könnte.

War seine Hand nicht immer da gewesen, mich zu führen, zu behüten, mir Freuden ins Leben zu schenken, daß das Gefühl der Verlassenheit daraus geschwunden war. Nun war er schon weit, weit fort, auf dem Wege nach Paris, stand mitten in einem neuen Erleben. Gab es noch ein Zurücksehen da für ihn? Vielleicht. Ein Zurücksehen? Nach seinem letzten Gruße - ja. Das war kaum noch Freundschaft, war ein anderes Gefühl geworden. -

Von meiner Mutter kam, auf Anfrage, Telegrammbescheid, daß ich mit der Freundin zusammen auch allein in der Wohnung bleiben könnte. So gaben wir eilig Bescheid nach Berlin, daß man uns erwarten solle, mein Bruder hatte seine Wohnung im Geschäft. - Trauriger Abschied und traurige Fahrt bergab mit meinem netten Postillon, der mir ein schönes Abschiedsliedchen blies. Auch die Eisenbahnfahrt, wie war sie anders gewesen auf dem Hinweg, wo frische Augen sich nicht satt sehen konnten an jedem neuen Stück Erde, das der gleitende Zug zu freudigem Staunen in den Blick rückte.

Wie die große Stad mit ihren Ausläufern, in allerhand häßlichen Formen, näher und näher kam, bis sie uns ganz gefangen hatte. In der großen, düsteren, rußigen Halle in der umgebenden Öde, unter Schwere der Gedanken, plötzlich der Anruf einer Stimme - de Boor stand da auf dem Bahnsteig. Er hatte seine Abreise um einen Tag verschoben, da er die Nachricht gehabt von unserem verspäteten Kommen. Zu Hause wäre alles aufs Beste gerüstet, sagte er, die Freundin Helene schon eingezogen als behütende Hausdame, jetzt bliebe nur die mütterliche Antwort abzuwarten für die Bewilligung unseres Zusammenbleibens für einige Tage. -

Aber Paris? Und die große Weltausstellung, zu deren Besuch die Schweizer Geschwister gekommen waren voll Erwartung, ihn dort zu treffen? Und die Handschriftenbibliothek? Die hätten schon seit Jahrhunderten dagelegen und auf ihn gewartet, denen käme es auf ein paar Tage des Längerwartens nicht an.

Und es zogen goldene Septembertage über die Welt, und wir in sie hinaus. Man konnte es gar nicht in den engen vier Wänden aushalten. Wozu auch? Die Freundin mußte ihren Unterricht in der Schule geben, ein Herdfeuer brauchten wird beiden Wanderer nicht, unsere für den ganzen Tag mitgenommenen Vorräte bereiteten wir draußen irgendwo auf Wald- und Wiesenboden aus. - Was meine alte Vaterstadt an landschaftlicher Umgebung bieten konnte, wurde aufgesucht, Tegel, Treptow, Saatwinkel, Schlachtensee, Wannsee, Potsdam, Fichtelsberge, alle Namen bekamen einen Stern im Buche unserer Erlebnisse, als hätte nie jemand zuvor dort ähnlich wunderbares erlebt. Und weil in die Melodie dieser Tage das Wort "nie mehr wieder" hineinklang, sich Freude und Traurigkeit mischte, hatte sie eine so herbe Süßigkeit. Worte und Gebärden, die in lebendigem Andrang mehr von uns wollten als diese Freundschaft, mußten schweigen vor unserem Willen, daß es bleiben sollte zwischen uns wie es war, wenn wir auch darum wußten, daß das Leben, geteilt, kaum noch tragbar wäre für uns.

Der Abschiedstag, der 17. September kam, ehe Mutter und Bruder zurück waren, er sollte aber trotzdem einen besonderen Feiervglanz tragen. Mein Bruder Anton war auf mütterlichen Wunsch jeden Abend zu uns gekommen; der Vetter Herrmann zur Megede sollte auch Gast sein, die Freundin natürlich, es war die Weinprobe des großen Sizilianer Weinfassens, das de Boors Bruder geschickt hatte, angesetzt. Es wurde Musik gemacht, gesungen, erst um Mitternacht erklang das Abschiedslied - Und was gehütet war von uns so lange - es zerbrach im letzten Augenblick, noch in der halb schon geschlossenen Tür. Von unten riefen die Wartenden, es blieb uns nur ein einziger Augenblick mit seiner Allgewalt. Dann wars wie ein Traum.

Würde der Tag ihn wieder verwehen, im Besinnen auf unser schweigendes Gelohnis, ihn in seiner Unerfüllbarkeit zurückzuweisen? - Nach schlafloser Nacht, ein kurzes Wiedersehen am Morgen, die Abreise war unumstößlich festgelegt; zu kurz war es, um Entschlüsse zu fassen fürs Leben. So blieb es, ein traumhaftes

Glück über uns hängen, bis in der Trennung alles zur Klarheit reifen konnte. -

Eine seltsame Zeit, die wir nun durchlebten. Tägliche Briefe kamen und gingen. Die Geschwister, die auf de Boors dringendes Zureden nach Paris gekommen waren, auf sein Freuen und Mitgenießen rechnend, waren enttäuscht, einen so veränderten, unzugänglichen Menschen zu finden, ohne die Gründe dafür zu erfahren. - Ich konnte nicht anders, mein Zögern und immer neues Schwanken mußte für eine so leidenschaftlich werbende Liebe tief traurig sein, besonders im vollen Wissen um den Grund meines Zögerns; daß ich wohl in aller Klarheit mit drängendem Herzen mich hingeben wollte, und daß nur das Erinnern an den geliebten toten Freund die Schuld trug.

Wenn ich nicht das - Ja - fand, wußte ich, daß ich damit für mich das Glück eines ganzen Lebens durchstrich und hineinsah in einen dunklen Grund, aus dem nie wieder Erlösung sein konnte, wenn es diese nicht war durch eine Hand, die in männlicher Freundschaft, in der Hand des anderen ruhte. Das muß es auch gewesen sein, die de Boors Liebe zu einer aus den Alltagsmaßen heraus-wachsenden machte, daß er es wie einen Auftrag spürte, dem Freunde sein Liebstes an seiner Statt zu behüten. -

Und so fanden wir uns auf immer zusammen. Nur einmal wurde noch das nun kommende reine Atmen des Glücks von zweifelndem Fragen unterbrochen; es war in der Zeit in Paris und Oxford, als Gedanken an die Zukunft, die vor der Schönheit der Gegenwart geschwiegen, uns in den Briefen beschäftigte. Sein Wanderleben in Italien unter so besonders glücklichen Umständen, im Zusammenleben mit Künstlern, Gelehrten und sonstigen bedeutenden Leuten hatten eine ungewöhnliche Lebens-Sphäre geschaffen, die in jubelndem Erinnerungsklang zu mir kam. Es stellte sich mir plötzlich klar vor Augen, was da aufgegeben werden mußte an Freiheiten, außer der des wissenschaftlichen Schaffens, die der so idealen Lebensführung in einem Dasein von immer wechselnder Schönheit und Anziehungskraft, zu dem die Studienreisen ihn auf Jahre hinaus geführt hätten. Ich schrieb von diesen aufsteigenden Gedanken und Befürchtungen. Die Antwort brachte Vorwürfe über mein mangelndes Vertrauen, ein erneutes Schenken von einem Reichtum an Liebe, die wie Sonnenstrahlen alles trübneblige aufsogen.

Diese Briefe, die da hin und her gingen, ihr Kommen der wichtigste Augenblick des Tages, ihr ganz seltenes Ausbleiben ein verlorenes Stück Leben. Von seiner Hand in immer der gleichen zierlichen und doch festen Handschrift, ruhen sie nun schon so lange Jahre geordnet mit Aufschriften von Zeit und Ort, und in mancher Sehnsuchtsstunde wieder gelesen. Und weil des Menschen Denken noch über das Grab hinausreicht, hatte ich gebeten, daß man sie mir mitgeben sollte ins Grab.

Ihre Herkunft ist nicht nur international bei weiterem und längerem Getrenntsein; neben Frankreich, England, Italien, Spanien, Griechenland liegen auch all die kleinen Sommerfrischenstationen gebündelt dabei, aus der häuslichen Einsamkeit geschrieben, mit immer gleich verlangender Sehnsuchtsprache nach dem Wiedervereint-Sein. Das Leben, rein im Geiste gesehen, von dem anderen Ich als dem des Alltags, läßt ja auf besonderen Höhen gehen. Es hätten andere Frauen vielleicht gesagt, besser eine andere Liebe, gleichmäßig temperiert, denn von den Höhen kann man stürzen; vielleicht lag es auch an der Zeit, die noch näher der Romantik war mit ihren starken Sehnsüchten, dem Hang, sich nicht an die Wirklichkeit zu binden, das Leben umzudichten, zu verklären; jedenfalls lag etwas davon im Wesen unserer Beiden Naturen.

Bei mir hatte sich der Begriff der Liebe schon früh nicht nach dem Leben, den Erfahrungen, der Umwelt gebildet; aus der Dichtung nahm ich ihn mir mit seinen Klängen, die wie Frühlingsrausch über das Menschenherz gehen. Ich weiß, daß ich in Traurigkeit oft gedacht, wärst du doch schöner, irgendwie liebenswerter, daß du solch ein Mädchenglück erleben könntest - Und nun war zweimal geschehen an mir, dieses Wunder.

Und während ich dies hier niederschrieb, wurde mir, in tiefer Freude noch einmal bewußt, wie begnadet mein Leben war. Bedrängt von der Fülle des Dankes, legte ich die Feder hin, stand auf; draußen lag vor den Fenstern ein später sich neigender Februartag, einer jener Tage, der Verheißung, doch bei der Winternähe, noch fern der Erfüllung. Feuchtwarmer Atem stieg auf aus dem Erdreich des Gartens ins offene Fenster. Am Himmel standen goldgerandete Wolken. Da ging durch die Akkorde dieser Vorfrühlingsonate, leise zaghaft der erste Gang einer Amsel - ein Verlangen nach Mitklingen stieg in mir auf, ich holte mir von meinen Briefen die ersten unserer Vorfrühlingszeit, las bis zum Dunkelwerden. Worte, die einmal eine geliebte Hand geschrieben, sie lassen den ganzen Menschen wieder erstehen, löschen die Gegenwart um uns aus, man vergißt, daß man alt geworden, und das Herz erfährt noch einmal alle Seligkeit! —

Hätte man aus diesen Briefen das innerste Erleben, das nur uns gehörte, herauslösen können, welche Fülle wäre dennoch geblieben, auch des "Lesens wert" für andere, wie ein Schauen in goethischem Geist, ein Erzählen in goethischem Stil war es - Das Verlangen, mir einmal von der Fülle der auf seinen Reisen

erlebten Herrlichkeiten in fremden Ländern etwas zeigen zu können, das sich in jedem Brief aussprach, und das damals so wenig Aussicht hatte, erfüllt zu werden, es war wohl so stark fordernd gewesen, daß das Schicksal uns später die Erfüllung schenken mußte, viel später, doch nicht zu spät, um uns alles erleben zu lassen wie in erster Jugend.

Die ersten wissenschaftlichen Reisen, die uns gleich nach unserer Verlobung lange getrennt hatten, waren im Frühjahr 1879 beendet. Am Palmsonntag dieses Jahres sahen wir uns wieder. Im Sommer gab es noch einmal ein kurzes Auseinandergehen. Ich bekam eine Einladung an die See nach Swinemünde von meiner lieben alten Kinderfreundin Gertrud, die dort mit ihrem Mann und ihrem lieben kleinen Sohn, aus erster Ehe, Ferien verlebte.

Wir hatten uns solange nicht gesehen. Sie war in Südamerika, in Chile verheiratet gewesen mit einem Freunde ihres Bruders, der dort Besitzer von Salpeterbergwerken war; nach kurzer Ehe verlor sie ihn und fuhr nach Europa zurück um ihren unverheirateten Bruder, der inzwischen seine Missionarslaufbahn aufgegeben und eine Gouverneurstelle im Potsdamer Kadettenhause angenommen hatte, den Haushalt zu führen. Dort lernte sie den Grafen Dohna kennen, heirate ihn. Er wurde sehr bald als Leutnant nach Spandau abkommandiert, so daß wir selten Verkehr miteinander haben konnten.

Da war dieses Zusammenleben am Meer eine große Freude für uns, zugleich ein herrliches Erholen für mich. Letzteres bestand vor allem in der Erregung einer ganz animalischen Eßlust, das Salz des Meerwassers grub uns Löcher in den Magen, daß das Menü der Freundin immer größere Formen annehmen mußte, um uns zu sättigen. Das warme Sommerwetter ließ uns den ganzen Tag draußen am Meer sein. Meine geringen, als Schulmädchen in den kleinen berliner Gewässern erworbenen Schwimmkünste, wurden in den Wogen des Meeres so tüchtig und so kühn, daß ich täglich weiter über den gezogenen Grenzstrick hinausschwamm, zum Kummer der dicken Badefrau, die mit Anzeige bei der Badeverwaltung drohte und bei dem Doktor in Berlin, noch darin unterstützt von der besorgten Freundin. Anfragen nach meiner Rückkehr liefen täglich ein. Und es war doch so schön, so frei dieses Leben an der See. Schade, daß man damals noch nicht die bunten Strandanzüge trug, rote lange Hosen, blaue Jacken oder ähnlich lustiges Zeug, darin den ganzen Tag umherzuwandeln wäre noch schöner gewesen, anstatt in den heißen Tagen, wohlverstanden, in die fischbeingesteiften Kleider und die hohen Halskragen hineingezwängt zu werden. Unser Beisammensein am Meer wurde leider etwas gekürzt. Es wurden Besprechungen nötig in Berlin für die nächste Zukunft.

Der Antritt der Bibliotheksstellung meines Verlobten nahte früher als gedacht. Zur Wahl dieser Laufbahn war es gekommen, weil in ihr noch die meisten Möglichkeiten für de Boor lagen zu weiterer Beschäftigung mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten und zur Urlaubsbewilligung für die erforderlichen notwendigen Reisen zu Auslandsbibliotheken. Denn was schon geleistet war an Vorstudien für die Herausgabe byzantinischer Schriftsteller, hatte bei zuständigen Wissenschaftlern großes Interesse erregt und stand, wenn auch als ein etwas fernliegendes Forschungsgebiet in Zusammenhang mit den allgemein historischen und philologischen Arbeiten anderer Gelehrter.

So legte der große Theodor Mommsen Wert auf die Erforschung dieses noch wenig in Angriff genommenen Arbeitsbereiches und hatte de Boor, seinem ehemaligen Schüler und befreundeten Verwandten dringend angeraten diesen wissenschaftlichen Weg zu gehen. Leider konnten, im Zwang der Verhältnisse, bei diesem ungeliebten Bibliotheksberuf, die notwendigen Kräfte für ein volles Schaffen nur zu einem kleinen Teil eingesetzt werden wie es sich später mehr und mehr zeigte; es wurde uns beiden das als traurige Erkenntnis erst allmählich klar.

Das Opfer so großer Ziele und berechtigter Hoffnungen, wenn auch in leidenschaftlicher Liebe gebracht, sollte ein Mädchen nicht annehmen. Kräfte bleiben brach liegen oder kommen nicht voll zur Entwicklung bei einem solchen Verzicht; Lebensglück definieren heißt doch, an eine Stelle gestellt zu sein, an der alle in uns eingesenkten Kräfte und Anlagen sich entfalten können. Der Beruf ist das Rückgrat eines Manneslebens. -

Es gab für unser ersehntes Beisammensein immer nur ein paar Abendstunden, selten eine Freizeit für einen Ausgang, "und goldene Septembertage kamen nicht wieder". Nietzsche sagt einmal von des Lebens Stundenzeiger, daß das Leben aus seltenen einzelnden Momenten von höchster Bedeutsamkeit und unzählig vielen Intervallen besteht, in denen uns bestenfalls die Schattenbilder jener Momente umschweben - Die Liebe, der Frühling, jede schöne Melodie, das Gebirge, der Mond, das Meer, alles "redete nur einmal ganz zum Herzen" - Also mußten wir vernünftig sein und die schönen Intervalle, die wir gehabt, uns erinnernd umschweben lassen. -

Ich fing von Neuem an mit regelmäßigem Zeichnen bei meinem Bruder, weil es meinem Verlobten Freude

machte, daß meine Anlagen zu künstlerischer Ausbildung kommen könnten.

Manche Besuche nahmen uns Zeit fort, doch sie mußten ja gemacht werden, um uns in der Welt als Brautpaar zu zeigen. Eine große Familienfamiliale mütterlicher Verwandtschaft, meist jüngerer Generationen, saß in Berlin, auch de Boor hatte viele Beziehungen, die gepflegt werden mußten, die wertvollsten die entstanden waren auf seinen Reisen. Diese letzteren führten mich nun in ganz neue Lebenskreise, in eine Atmosphäre gesellschaftlichen Umganges, die mich anzog, nicht nur in ihrer Neuheit, sondern auch durch ihren geistigen Gehalt. -

Da war das Haus des Malers Gustav Spangenberg, in das ich eingeführt und sehr freundlich aufgenommen wurde, als die Braut ihres römischen Freundes - Maler Spangenberg war der Schöpfer des Bildes "vom Todeszug", das die Nationalgalerie ehrte durch ihren Ankauf. Er malte es in tiefster Trauer, es war dem Andenken seiner beiden jungen Kinder geweiht, die den Eltern; binnen weniger Tage, an einer damals noch unaufgeklärten, unheilbaren Gehirnkrankheit entrissen wurden, nach einem mit ihnen in Rom verlebten Winter mitten in blühender Gesundheit. In Rom war Maler Spangenberg mit seiner Frau Mittelpunkt eines freisinnigen Kreises gewesen, dem auch de Boor angehört hatte, ihnen verbunden in ganz persönlicher herzlicher Freundschaft und geliebt von diesen beiden Kindern - Auf dem Gemälde des Todeszuges gingen sie, ein Mädchen und ein Knabe in anmutiger Schönheit vorn an der Spitze, in weißen Gewändern, Kränze im Haar, schritten sie dicht hinter der Führenden Gestalt des Todes; ihnen folgte ein unabsehbar langer Zug von Gestalten, alte und junge, Männer und Frauen, herausgerissen aus dem Leben, aber schon in still gewordenem Schmerz, entsagende Bereitschaft in den Augen; die Letzteren waren nur noch in undeutlichen Umrissen zu erkennen, sich im Nebel der Ferne verlierend. -

Es hat etwas Ergreifendes zu sehen, wie ein Mensch, wie dieser Künstler, versucht, den verzehrenden Jammer seiner Seele von seiner anstürmenden Wildheit zu befreien. In den Augen der Mutter saß es noch wie erstarrter Schmerz, als ich sie kennen lernte. Ich durfte meist in ihrer Nähe sitzen an diesen offenen Sonntagsabenden zu denen wir ein für alle Mal eingeladen waren; an der langen Tafel saßen auch nur wenige weibliche Gäste, die Männerwelt herrschte vor und sammelte sich um den Hausherrn, Männer des Fachs und entsprechender Berufe und Interessen, Direktoren von Kunstinstituten, durchreisende Künstler, auch der Bruder des Malers, der bekannte "Griechenmaler" Spangenberg erschien und ihr Bruder, ein Herr von Lansicol, der schwer gelähmt hineingefahren wurde, ein glänzender Unterhalter und interessierter Politiker. Es waren die Gespräche immer von hohem geistigen Niveau, oft von sprühender Heiterkeit - Auch die hellen blauen Augen der Frau konnten mitlachen, trotz der Schmerzspuren in ihnen. Anfangs wurde es mir schwer, den rechten Ton zu finden mit dem Rückblick auf die Vergangenheit und ihrem traurigen Geschehen, auch bei dem etwas trennenden Altersunterschied zwischen uns, doch ihre ganz Art gab mir bald Unbefangenheit und Heiterkeit zurück. Und so wohl fühlte man sich in den Räumen mit ihrer behaglich, geschmackvollen Einrichtung; da waren keine Reste aus der Überladenheit der Gründer-jahre, es war schon ein Neubeginn einfacher, edler Wohnkultur, die ich mir gleich zum Vorbild nahm für unsere künftige Ausstattung —

Die Gästetafel stand inmitten eines weiten Saales, dessen Wände mit Märchenbildern in Freskomalerei geschmückt waren. Den Eltern war ja noch ein Kind geschenkt, damals, als ich es sah, ein Mädchen von neun Jahren, das sich an den Bildern des Vaters freuen konnte. Es sah ganz anders aus als die Geschwister auf dem Bild des Todeszuges; die hatte die Schönheit der Mutter in zarter deutscher Blondheit; die kleine Helene war von südlichem Typ, hatte die dunklen, leuchtenden Augen des Vaters, die voll kindlicher Träumerei die Märchen-Gestalten anblicken konnte und diese Poesie in ihr Leben hineinnehmen.

Da die Eltern dieses ungestörte Hingeben an eine andere, reinere Welt als an die wirkliche, die Alltagswelt anderer weniger umschützter Kinder ihr bewahren wollten, so gab es kein tägliches Zusammensein mit gleichaltrigen Gespielinnen, vor allem keinen Schulbesuch. Es sollte jede Gefahr für das Übertragen von Krankheiten des Körpers und der Seele diesem einzigen Kinde fern bleiben. - Aber dieses Fernhalten vom wirklichen Leben, mußte es nicht Kräfte brach liegen lassen, die den Menschen als heilsam von der Natur mitgegeben sind zur Wehr im Daseinskampf und den vielleicht noch schwereren Kämpfen in der eigenen Brust? Und es führte dazu, daß die Eltern dieses Kind schon in zartester Jugend aus ihren sie ängstlich behütenden Händen geben mußten zu törichtem Eingehen einer Frühehe mit einem gleichfalls sehr jungen Kinderfreunde, dem Sohn eines Berliner Professors aus dem Freundeskreise der Eltern. Man sagte, wir erlebten es nicht mehr, da wir nach Bonn übersiedelt waren, es hätte dieses auf die Hochzeitsreise gehende Paar ausgesehen wie ein durchgebranntes junges Schülerpaar. -

Der Mann gelangte bald zu hohem wissenschaftlichen Ruf als Forscher der Vorweltkunde - Nach achtjähriger

kinderloser Ehe, kurz nach der Geburt eines ersten Kindes, kam es zu einer Scheidung; man wußte von einer schönen Pflegerin zu erzählen. Dieses Schicksal führte die junge Frau aus der fernen Universität, in der sie gelebt hatten, nicht zurück in ihr Elternhaus. Das bestand auch nicht mehr in der alten Form, Professor Spangenberg war gestorben, die Mutter hatte Berlin verlassen, um in München besser ihren künstlerischen Interessen leben zu können; sie sammelte Schülerinnen um sich zu künstlerischem Unterricht. - Zu einer neuen, seltsamen Ehe kam es für die Tochter; sie heiratete einen halbblinden Engländer, den sie in einer Naturheilanstalt kennen gelernt hatte. Sie besuchte uns einmal, im Anfang der Kriegszeit mit den beiden Kindern aus dieser Ehe, einem Mädchen und einem Knaben, beide von ungewöhnlicher Schönheit. Sie war auf der Reise, um einen helfenden Arzt zu suchen für ihren immer mehr der Blindheit verfallenden Mann -

Dies die Schicksalsgestaltung eines von Liebe und zärtlichster Fürsorge umgebenden Menschenkindes. Und der Weg ging weiter bergab. Was ich darüber hörte, möchte ich hier nicht aufschreiben. Es widerstrebt mir, denke ich an das Kind zurück mit den groß und rein aufgeschlagenen Augen.

Ganz anders gestaltete sich für uns der Verkehr im verwandschaftlichen Hause eines Vettors de Boors, auch eines bedeutenden Mannes, dem Direktor des Kunstgewerbemuseums in Berlin, der jedoch nie zu einem herzlichen wurde. Es war ein Ehepaar, viele Jahre älter als wir mit schon halb erwachsenen Kindern, typisch norddeutsch, beide stammten aus Schleswig Holstein, kühl, sachlich, steif.

Man spürte wohl, daß sie Interesse an uns hatten, und wir versuchten es, auf ihre Aufforderung hin, manchmal mit schlichten, unangemeldeten Besuchen, hatten aber dabei den Eindruck, daß man lieber Leuten in ihrer Stellung mit vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen die seltenen ihnen gehörenden Abenden nicht stören sollte. - Mein Schönheitssinn hatte auch dort Freude an der Wohnkultur des Hauses. Kunstgewerbliche Gegenstände aus allen Gebieten schmückten Hausrat und Wände, man ließ sich gern von dem Erwerb seltener Stücke erzählen und von dem ganzen Betrieb im Museum, das der Leitung dieses feinen, kunstsinnigen Mannes unterstand.

Zu den großen, feierlichen Gesellschaften ergingen oft Einladungen an uns, nur zu einseitigem Vergnügen, denn ich, die ich noch nie in der großen Welt gewesen, freute mich an dem Glanz solcher Abende, am Kennenlernen von Menschen, an Menschenbeobachtung. Doch zeigte sich die Geselligkeit wieder in ganz anderer Form und Format, in Haltung und Ton bei der Fülle der Gäste. Ohne Geheimratstitel und Ordensgeschmückter Brust gab es da kaum ein männliches Wesen, ihre Damen in großer Diner- oder Souterrain- Toilette, das erdrückte mich einfach gewöhntes Kind aber alles nicht, wenn ich mich auch gern etwas gehobener gesehen hätte in passenden Gewändern und nicht im einmaligen, für alle Zeiten erworbenen dunklen Seidenkleid. Wenn mein Tischherr, und sie suchten mir wohl den jüngsten aus, nicht zu ledern, steifleinen war trotz seiner Orden, kam ich immer zu guter Unterhaltung, zu allerlei Scherz und lustigem Streiten, sogar zu Wetten.

Als einmal an unserer Tafelecke ein Gespräch aufkam über den Mangel an echten Berlinern in Berlin, und die Frage ventiliert wurde, wieviele wohl an unserer Tafel gegenwärtig seien, ich habe die Sache so gut in Erinnerung behalten, weil ich so stark daran beteiligt war, da stellte sich, nach einer ergangenen Rundfrage, heraus, daß nur sechs von einigen dreißig wirklich Vollblütige die Ehre hatten. Vier davon schieden noch aus mit kleinen Fehlern, also nicht ganz Rasserein, daß also nur zwei ganz Echte blieben, das war ich und der zu Besuch weilende Oberbürgermeister von Königsberg. Nun begann zwischen uns noch ein neuer Wettstreit, wer noch besondere Merkmale aufzuweisen hätte, zum echter als echt sein, was natürlich zu den sonderbarsten ruhmredigen Beweisen führte. Schließlich wurde ich preisgekrönt, da meine Wiege im ältesten Stadtteil Berlin gestanden, in der Ritterstraße, während mein Rivale das Licht der Welt in einem modernen Westend-Haus erblickt hatte.

Aber ich habe leider nie Glück mit meinen Preiserwerbungen und Wetten gehabt, hier wars nur ein Hoch, das ausgebracht wurde auf mein Berliner Vollblut; in einem anderen Falle, auch auf einer Gesellschaft, sollte es eine Flasche edelsten Sektes sein, die mein Tischnachbar, Besitzer einer Sektfirma, mir zustellen wollte an meinem 80. Geburtstag weil er wettete dann noch ebenso gern neben mir gut sitzen würde wie an diesem Abend, ich hatte es bezweifelt. Natürlich konnte die Wette nicht ausgetragen werden, bekam ich den Sekt nicht, da der lebenswürdige Geber inzwischen das Zeitliche gesegnet hatte, ohne seine Schulden bezahlen zu können.

Das einzig reale Ergebnis bei einer Preisbewerbung steht in meinem Bücherschrank, Schillers illustrierte Gedichte, erworben durch ein Preisgedicht im Breslauer Generalanzeiger über das "Lob der Schwiegermütter". Rührend war die Teilnahme der gesamten Lieferanten bei Bäcker, Metzger usw. vor versammeltem Publikum in den Läden der kleinen Vorstadt Breslaus. —

Von unseren Brautbesuchen möchte ich noch einen erwähnen, von ungewöhnlicher Art, das war der im Hause eines Reisekameraden meines Verlobten, des bekannten Zeichners und Literaten, "Ludwig Pietsch", damals eine Berliner Größe.

Von ihrem Zusammentreffen in Griechenland hatte ich mir schon viel Interessantes erzählen lassen, hatte auch den von Pietsch geschriebenen Artikel der Vossischen Zeitung gelesen, der den Titel hatte "Quer durch den Pelopones". Es ist schade, daß diese Blätter bei einem Umzüge verloren wurden, so wunderbar war die Schilderung der griechischen Landschaft, der einsamen Ritte auf unwegsamen Straßen; andere Verbindungswege, bequemere, zu Wagen, gab es damals nicht; es gab auch nicht einmal Gasthäuser primitivster Art in den weit auseinanderliegenden Ortschaften, man war durchaus auf Gastfreundschaft angewiesen gleich den Reisenden vor 2000 Jahren im alten Griechenland. Und ein Krug mit Wasser und eine Schale zur Fußwaschung gereicht, war ebenso der Willkommengruß wie der aus der Welt des Homers.

Die Verständigung mit den einfachen Leuten, die kaum je einen deutschen Laut gehört, war sehr schwierig. Der griechisch mittelalterliche Sprachschatz de Boors, aus seinen byzantinischen Studien stammend, war die Hoffnung gewesen zu leichterer Bewältigung, doch gerade dieser Umstand wurde Veranlassung zu den komischsten und oft unheilvollen Mißverständnissen und Verwechslungen. - So verlangte man von den armen Leuten als Trunk, statt eines Kruges, ein Faß Wein, der Sprachwandel der Zeit war ein unberechenbarer.

Viele lustige kleine Episoden erinnere ich mich von der Reise gelesen zu haben, so eine auf einer Schiffsfahrt. Da fanden die beiden Reisenden einmal, auf Deck prominierend, eine französische Tänzerin, ihr zur Seite wandelnd einen ihnen bekannten Königsberger Historiker, der auf dem Wege zum Pelopones anfangs ihr Reisebegleiter gewesen war; eine Erscheinung philiströsesten Gelehrtentums, nach außen und nach innen, und nun fanden sie ihn so wieder, den weißen Seidenspitz von Nademoiselle Ivonne im Arm tragend. Trotz ihrer wie Fallen aufgestellten schönen Augen hatte sie wohl, faute de Mieux, diese Begleiterwahl getroffen. Ein heißes Bemühen war es nun von beiden Seiten um ein Sprachverständnis; man sah und hörte, sie konnten zu einander nicht kommen, das Wasser war viel zu tief zwischen Paris und Königsberg.

Ein Gespräch belauerten die beiden Spötter heimlich. In seinem ostpreußischen Dialekt bemühte der Professor sich krampfhaft, Mademoiselle einen Begriff von deutschem Wesen und deutschem Gemütsleben beizubringen. Sie hörten sie verzweifelt ausrufen: "Nais, Monsieur, qu'ost coque cola deutsches Gemütsleben". Nun war der Augenblick gekommen für den amüsierten Ludwig Pietsch, einzugreifen. Er beschloß den Dolmetscher zu verschaffen, indem er de Boor als einen reichen abenteuernd in der Welt umherziehenden jungen Hamburger vorstellte. Der Erfolg war natürlich "cha..gement de place", das heißt, Mademoiselle Ivonne ließ Königsberg fahren und entschloß sich für Hamburg, und zwar so intensiv, daß sie nach ein paar Tagen schon hoffte, in dieser Begleitung nach Paris fahren zu können; nur mit Hilfe einer List gelang es de Boor, aus ihren ausgestreckten Fangarmen zu entkommen. —

Diesem Besuch, im Hause Ludwig Pietsch ging ich natürlich mit großen Erwartungen entgegen, es sollten auch seine zwei Töchter erlebenswert sein; die jüngere, eine orientalische Schönheit, sie wurde später nach etlichen gescheiterten Heiratsversuchen die Frau des holländischen Malers v. Voigtländer und die Mutter der berühmten Geigerin Edith v.V. Sehr enttäuscht war ich, als man uns sagte, der Herr Professor sei verreist, doch das Fräulein empfinde Besuche und ließe bitten. -

Beim Eintreten wurde mein Verlobter in lebhafter Freude von ihr begrüßt, einer wirklich herrlichen Gestalt, ich wurde so nebenbei mit in Kauf genommen. Die Unterhaltungseinleitung begann sie mit den Worten: "Sie wundern sich wohl, Herr Doktor, über die Leere in unsern vier Wänden", lachend hinzufügend "es ist mal wieder große Ebbe bei uns, alle Bilder und Kostbarkeiten versetzt, aber Papa ist ja nach Algir auf hoffentlich gutem Fang; er soll ja einem jüdischen Millionär den weggelaufenen Sohn wieder aus Afrika zurückbringen". -

Diese glückliche Unvoreingenommenheit ihres Benehmens einem fremden Menschen, wie mir, gegenüber, de Boor hatte sie schon in Rom kennen gelernt, ging dann noch weiter. Bei seiner Nachfrage nach ihrer Schwester, eröffnete sie ihm, daß die sich mal wieder in dumme Liebesangelegenheiten eingelassen und deshalb einige Zeit von Berlin weggegangen sei. Das dann noch weiter harmlos entrollte Bild ihres Familienlebens, einen Sohn gab es auch, stieß natürlich etwas hart zusammen mit meinen bürgerlichen Begriffen von Familienleben; ich hatte da hineingesehen wie in einen interessanten Roman. -

Nach Verlauf von einigen Wochen, also wohl nach gutem Gelingen des geschilderten Afrikaunternehmens, mit Auffüllung der Haushaltskasse, erhielten wir eine Einladung zu einer Abendgesellschaft. Durch weite

Räume, prächtig ausgestattet, flutete eine unübersehbare Menge von Gästen, festlich gekleidet. Begrüßt wurde man nicht, man tauchte einfach unter in dieses stimmenschwirrende Wogengebraus, suchte sich, *sauve qui peut*, einen friedlichen Platz und blieb Zuschauer bis man zufällig entdeckt wurde. -

Da war es dann Professor Ludwig Pietsch selbst, der uns freudestrahlend begrüßte, eine elegante, schlanke Künstlerfigur mit vollem leicht ergrauten Haar. Seine Schmeichelei, daß ich die Augen der berühmten Sängerin "Pauline Lucca" hätte, war das erste Wort an mich, mich sonderbar berührend, dann erst kam der Glückwunsch, daß ich nun seinem hochverehrten und geliebten Reisekameraden als meinen Lebenskameraden hätte -

Man wurde etwas eingeführt in die Gesellschaft - Namen gab es da, klanghafte aus der Welt der Schriftsteller, Künstler, Literaten, Schauspieler und Schauspielerinnen, man schien alle geistigen Größen aus ihr auf dem Parkett versammelt zu haben. Viel Frauenschönheit war feil geboten; als die Schönste von allen sehe ich noch vor mir die junge Frau des Bildhauers Eberlein in roter Sammettoilette mit langer, damals üblicher Schleppe und einem Rückenausschnitt, der ihren wundervollen Nacken frei ließ in seiner Marmorweiße.

Die beiden Töchter des Hauses, die ältere war also zurückgekehrt, walteten, in märchenhaften Kleidern, des Amtes der Schänkinen bei dem Ansturm auf das Buffet, wahrten aber auch das charakteristische des ganzen Hauses, indem sie, zu anderer Zeit wieder, mit aufgestreiften Ärmeln sich daran machten, fehlendes Geschirr zu spülen -

Bis spät in die Nacht hinein gab es geistige Genüsse in Musik und Vorträgen, die Männer des Humors und Witzes, bekannt aus dem Kladeradatsch und den Wespen, den besten politisch-satirischen Blättern, zeichneten sich aus, kurz, es war eine Welt, in der man sich nicht langweilte, die man aber auch wieder verließ, ohne Verlangen, öfters in ihr zu verweilen, überfuttet von ihren Reizen. Trotzdem ich das sagte, mußte ich mir, vielleicht nicht ganz zu Unrecht, auf unserem Nachhausweg die Bemerkung gefallen lassen, daß es doch den Anschein gehabt hätte, als wäre ich wohlzig wie ein Fisch in diesem Elemente geschwommen. Das ist immer die Geschichte, von den zwei Seelen, die man in sich trägt.

Viele Begrüßungsfeste gab es noch für uns als Brautpaar auch in der mütterlichen Familie, die den neuen Neffen und Vetter willkommen heißen wollte und es sehr herzlich tat.- Ein Haus war es vor allem, in dem wir ganz besonders gern verkehrten, das meines Vetters Theodor Peters, den man als bedeutenden Ingenieur aus dem Siegener Land nach Berlin berufen hatte als Direktor des großen Ingenieurvereins.

Mein Verlobter äußerte einmal nach einem dort verlebten Abend, es ginge doch nichts über einen solchen bedeutenden Mann, der durch Beruf und Lebensstellung mitten im Strome der zeitbewegenden Fragen stehe und mit klugem, begabtem Sinne alles Interessante in und außer seinem Gebiete betrachte, und soviel in idealistischer Weise an der Lösung der von der Gegenwart gestellten Aufgaben teilnahme, wie auch in direktester Weise daran mitwirkte - Daneben käme er sich so sonderbar vor in seiner Beschäftigung mit längst vergangenen Zeiten und gar mit einem so entlegenem Winkel derselben.

Dieses schmerzliche Gefühl überfiel ihn oft, wie es ihn schon früh in seiner Studentenzeit gequält hätte, vor allem in der Zeit gleich nach dem Kriege, in dem als Mitkämpfer alle seine Kräfte und Gedanken für die Gegenwart eingesetzt waren, und doch wäre es nur bei heftigen Aufwallungen in ihm geblieben, und er hätte den oft gehegten Gedanken, nach dem philologischen Examen noch Jura zu studieren, zugleich als Hilfsmittel für seine historischen Studien, nie zur Ausführung bringen können, obgleich Geld und Zeit ihm zur Verfügung standen. Dieser Schritt hätte ihn befähigt, das Leben und seine großen Fragen besser zu verstehen. -

In solchen Stunden der Niedergeschlagenheit, die ich später oft mit erlebte, pflegte dann sein Blick sich auf seinen geliebten Freund Max zu richten, auf dessen Fähigkeit, schärfsten Verstand und konsequenten Willen, trotz vulkanischer Phantasie, als gottbegnadeter Mensch in sich zu vereinigen, während bei ihm selbst die Phantasie alles kühle Denken zu überwuchern pflegte, ohne die anderen schützenden Elemente. -

So wäre es auch bei seinen grandiosen wissenschaftlichen Plänen gewesen, die die Beschränkung durch die Wirklichkeit erfahren mußten, ihm zu Verderben. - Und wie töricht war doch diese Unterschätzung seiner außergewöhnlichen geistigen Begabung, krankhafte Form annehmend, wie man es manchmal bei hervorragenden Menschen findet.

Unsere Brautzeit ging im Herbst 1880 ihrem Ende entgegen. Am 16. Oktober war unser Hochzeitstag. Ein Freund meines Mannes war zu unserem Feste aus Ratzeburg gekommen, um uns zu trauen, Pastor Steinbeck, aus der schönen kleinen Lauenburgischen Stadt am See, in der de Boor seine zweite Heimat gefunden nach dem frühen Tode seiner Eltern.

Den Vater hat er kaum gekannt, war bei seinem Tode erst 5 Jahre alt, die Mutter, die schon lange kränklich gewesen, verlor er in seinem 14. Lebensjahr. Nach ihrem Tode wurde das Familienhaus samt allem Inventar einer reichen Haushaltung und dem Großen herrlichen Garten, dem Paradies seiner Kinderjahre, aufgegeben, weil der Vormund der Kinder, der Verwaltung müde war und den Verkauf so eilig wie möglich betrieb und zwar rücksichtslos zu einem Spottpreis; später hätte man Millionenwerte daraus lösen können, als die Stadt Hamburg auf diesem wertvollen Grundstück, in bester Lage, ein ganzes Häuserviertel entstehen ließ.

Die Geschwister, zwei Brüder und zwei Schwestern, wurden, getrennt, in die Obhut verschiedener Verwandter gegeben, er in die Pension eines Geistlichen in Ratzeburg. Dort fühlte er sich wenig glücklich im Zusammenleben mit anderen Pensionären, es fehlte die Wärme des Familienlebens.

Erst als das Haus seines geliebten Lehrers am Gymnasium, des Konrektors Hornbostel mit seiner großen Familie sich ihm öffnete, der zum See herunter-führende blühende Garten ihm Ersatz wurde für den eigenen, verlorenen, wurde ihm Ratzeburg Heimat für seine Seele und blieb es für sein ganzes Leben. Der väterliche Freund wurde ihm Vorbild und ein Führer zu allem Hohen und Schönen für das er sich schon in früher Jugend in lebendiger Aufgeschlossenheit begeistert hatte. Den jugenhaften Spielen und derben Tollheiten abhold, wurde, neben den geforderten Schulaufgaben, eifrig klassische Studien getrieben, ein begeisterter Schachspieler wurde er und ein Botaniker auf gemeinsamen Auszügen in die umgebende Landschaftsweite mit ihrer herrlichen Natur, reich an Buchenwäldern, Wiesen, malerischen Dörfern mit ihren Viehweiden, eingehgt von den charakteristischen Norddeutschen Knicks, den Haselnußhecken, die in den Novellen des Dichters Storm, mit ihren Reizen bei der herbstlichen Ernte, so oft erwähnt werden. —

Keine Trennung durch Zeit und Ort konnte die Liebe für dieses Fleckchen Erde, die Verehrung für diesen Mann abschwächen. Seine Studentenbriefe, seine Feldzugbriefe aus dem Kriege 70/71 waren an ihn gerichtet, sein Schönheits-erleben auf den späteren Reisen, die Resultate seines Arbeitens in Italien, eine Rombegeisterung, ging zu dem geliebten Lehrer hin; und oft kehrte er, wenn sich eine Freizeit fand, im kleinen Haus am See ein, in der "Kate"; diesen bescheidenen Namen trug es, weil es niedrig, geduckt, mit schiefen Alterswänden im wilden Blumengarten stand, raumbeengt bei der wachsenden Kinderschar, doch immer wieder dehnbar für liebe Gäste.-.Wenn ich eifersüchtig gewesen wäre, hier hätte ich es sein können, auf diesen alten Freund. -

Er hatte sich nur schwer entschlossen zu dieser Reise, um den großen Festtag seines jungen Freundes mitfeiern zu können, war er doch inzwischen ziemlich alt geworden - An der Hochzeitstafel hatte er den Platz uns gegenüber bekommen, er und der älteste Bruder meines Mannes, Richard de Boor, der als Ingenieur in der Schweiz lebte und als einziger der Geschwister zugegen sein konnte - wie gern sah ich hinein in die feinen Gesichtszüge des geliebten Lehrers mit ihrem stark ausgesprochenen Charakter, einer sehr groben, gebogenen Nase, hellem, forschendem Blick der Augen unter einer durchgeistigten Stirn. -

Seltsam knüpft das Leben manchmal seine Beziehungen zwischen Menschen, läßt sie scheinbar spurlos zerreißen, um dann, nach langen Jahren, sich plötzlich ihrer zu entsinnen und, wie zu anmutigem Spiel, die Fäden neu zu knüpfen. Beim Nennen des ungewöhnlichen Namens "Hornbostel" hatte sich meine Mutter erinnert, in ihrer Jugend diesen schon einmal gehört zu haben. Ein junger Student des Namens hätte einen Freitischplatz im Hause ihrer Eltern gehabt, und weiter entsann sie sich, daß ihre ältere Schwester, Eveline, diesem Mittagsgast in geistiger Freundschaft nahe gestanden. Eine Briefftasche in feiner Perlenstickerei hatte diese ihm einmal geschenkt. Ja, und nun sitzt dieser Student an unserer Hochzeitstafel und erzählt, daß diese Briefftasche ihm später das Leben gerettet hätte, ihm Schutz gewesen sei gegen eine auf seine Brust gerichtete Kugel. -

Als Konrektor Hornbostel, nach der Ansprache des Pastors, an sein Glas schlug, herrschte allgemeine Spannung, denn schon am Abend vorher, zur Vigilienfeier, ein besserer Name, denke ich, für Folterabend, in der Großstadt liegen ja keine Scherben vor einem Hochzeitshaus, kaum ein Mitbewohner wußte um unsere Feier, an dem festlichen Vorabend, da hatten die Gäste schon den feinen Geist und Humor des alten Herrn gekostet - im klassischen Versmaß des Hexameters entwarf er vor uns das Bild des jungen Freundes und Hochzeiteres, gezeichnet in allen Lebensphasen, vom ersten Kennenlernen an, in einem Humor, der zwar nicht schonte, doch in edlem Sarkasmus nicht verwundete, das bezeugte die ant-ortende Gegenrede in ihrer blühenden Hochstimmung von Dank und Liebe. -

Es ging überhaupt ein köstlicher Geist der Freude über die Tafel; und das Geschenk des Onkels, Hofkellermeister aus Schwerin, trug mit den edelsten Weinmarken das seine dazu bei - Mirza Schaffy, deines

Sanges konnte man gedenken "laß alle Toren in Nüchternheit versinken, kein Tropfen geht verloren von dem, was Weise trinken."

Den Schluß erlebten wir nicht mehr, wollten mit unserem Fortgehen auch nicht mahnen. Nur meine Mutter sah es, ging mit mir, nahm Kranz und Schleier ab. ob ich ihr in dieser Stunde noch einmal gedankt habe für ihre Liebe, ich weiß es nicht mehr, in Worten vielleicht nicht, wie konnte man auch in wenigen Augenblicken des Abschieds zusammenfassen, was lange Jahre geschenkt in immer gleichbleibendem treuem lieben Mondschein lag auf den herbstlichen Büschen und Bäumen des Tiergartens, als wir auf seinen stillen Wegen heimkehrten. —

Und nun kann der Schlußstrich kommen unter diese Blätter, denn sie gaben, was sie versprochen hatten in ihrer Überschrift "Aus Kindheit und Jugend". -

Sollte nun jemand einwenden, und ich hörte es schon von meinem lieben Jüng-sten [Werner de Boor, geboren 1899], daß ich diesen Schlußstrich zu früh gesetzt, den Begriff "Jugend" zu eng genommen, als wäre sie ein Paradiesgarten voller Freuden gewesen, und mit dem Läuten der Hochzeitsglocken sei man daraus vertrieben, würde ich sagen, so war's nicht gemeint, schloß eine Tür sich zu, ging doch eine andere auf zu einem neuen Glück, zu sich weitenden Horizon-ten, in die man den Atem der Jugend noch mitnahm und in denen die Tage weiter umwacht waren vom Duft der Hoffnung. -

Aber wo nehme ich einen besseren Schluß her, einen so passenden Schlußakkord für die Ausklänge von Kindheit und Jugend. Gleicht er nicht dem schöner Mär-chen? "Und er nahm sie mit auf sein Schloß und dort lebten sie noch lange glücklich und in Freuden".

Dazu, meine ich, wär's auch gefährlich, den Begriff der Jugend zu weit zu dehnen, täte ich es nach meinem Empfinden, fänd ich im Schreiben an diesen Papieren kein Ende und brächte noch alle unsere wunderbaren Reisen in ihre Seiten hinein mit ihrem strömenden Jugendglück. Wohl ging die Jugend noch lange mit uns, viel länger als mit anderen, wir fühlten uns oft besonders begnadet dadurch, doch es kamen auch wieder Zeiten, die Bezahlung verlangten für den großen Glücksgewinn, wie der Mensch ja für alles im Leben bezahlen muß, nichts umsonst ist; und dadurch bekam die Jugend, als unsere Begleiterin, doch auch wieder ein anderes Gesicht. Es war nicht so wie der Dichter Jean Paul einmal schreibt "und meine Jugend stand vor mir und fragte: was hast du mit den schönen roten Rosen angefangen, die ich dir schenkte, blaß und welk liegen sie dir im Schoß." Nein, so waren unsere Rosen nicht verwandelt, aber - ist es nicht schon so bei einer Reise, daß uns bisweilen eine leise Wehmut ankommt in dem Gedanken, so wie deine Augen eben auf diesen Landschaftsbildern geruht, wird es nie wieder sein. Eine andere Stimmung, wenn auch gleichweitig an Schönheit, andere Gefährten vielleicht dir zur Seite, wird dir in Geist und Gemüt sein. Wieviel mehr auf der großen Lebensreise. -

Und in diesem Gedanken will ich auch meinen Erinnerungen ihr Sonderrecht lassen, "Mädchenerinnerungen" ■ sollen es bleiben - beim Abschiednehmen von ihnen gebe ich ihnen, als letzten Gruß, Goethes Türmer-Wort mit - Ihr glückli-chen Augen, was je ihr gesehn, es sei wie es wolle, es war doch so schön. —